

Peace Counts *school*

# Hintergrundmaterialien

Zum Lernzirkel der Ausstellung

Peace Counts - Die Erfolge der Friedensmacher



Petra Gerster Expedition in wachsende Wälder	S. 2
Der kalte Frieden, Joe Doherty und Peter McGuire	S. 5
Peter McGuire und Joe Doherty - Ein Interview	S. 8
Vivario - Frieden in der Favela	S. 15
Wie man Frieden macht - Michael Gleich	S. 21
Nachrichtenfaktoren nach Galtung / Ruge 1965	S. 36
Kriegsbilder oder Wandel des Entsetzlichen	S. 37
Merkmale der Kriegsberichterstattung aus historischer Perspektive	S. 38
Bildjournalismus im Krieg	S. 39
Friedensjournalismus – 10 Regeln	S. 41
Journalisten für den Frieden	S. 42
Grundorientierungen für einen Friedensjournalismus	S. 43
Ball statt Revolver - John Jairo und der Straßenfußball	S. 44



**Institut für Friedenspädagogik  
Tübingen e.V.**

## Petra Gerster: Expedition in wachsende Wälder

Ein Baum, der fällt, macht mehr  
*Krach als ein Wald, der wächst.*  
 Tibetatisches Sprichwort

Sieben Tote bei einem Selbstmordattentat in Tel Aviv. Flutkatastrophe in Südostasien. Blutiges Attentat in Bagdad. Verhungerte Kinder im Sudan. Abends, wenn ich im Studio sitze und die Bilder von den Brandherden der Welt ankündige, kommt mir immer wieder der gleiche Gedanke: Welch ein Übermaß an Krieg, Gewalt und Tod! Die Nachrichten sind voll davon. Und als wäre der Blutzoll nicht hoch genug, geht's im restlichen Programm weiter: In den Krimis des deutschen Fernsehens sterben jedes Jahr 25000 Menschen. Woher rührt diese Faszination des Fatalen, bei den Journalisten ebenso wie bei den Zuschauern? Wie kommt es, dass sich die Reporter um die fallenden Bäume scharen und die wachsenden Wälder links liegen lassen?

Jedenfalls ist das kein Phänomen des Zeitgeistes, wie oft vermutet wird. Schon Erich Kästner dichtete: „Und immer wieder schickt ihr mir Briefe/ in denen ihr, dick unterstrichen, schreibt:/ Herr Kästner, wo bleibt das Positive?/ Ja, weiß der Teufel, wo das bleibt.“ Die Klage über die schlechten Nachrichten ist uralt und als Journalistenschelte beliebt. Dabei gab es schon sehr abschreckende Beispiele, wie das aussehen könnte, wenn Medien täglich nur Positives melden. „Wieder 150 Flugzeuge sicher gelandet +++ Ernte erfolgreich eingefahren +++ Plansoll bei Kühlschränken erfüllt.“ Zu DDR-Zeiten waren die staatlichen Medien zu täglicher Schönwetter-Berichte verpflichtet. Propaganda ist ganz sicher keine Antwort auf die Frage nach dem Positiven.

„Und wie lange haben wir schon Friede? Die Zeit wird einem gewaltig lang, wenn es keine Neuigkeiten gibt“, schreibt Lessing in „Minna von Barnhelm“. Schlagzeilen, die Problematisches und Verstörendes verkünden, rütteln auf und bewegen uns, sie provozieren Reaktionen. Bad News sind am ehesten Nachrichten zum sich Danachrichten. Beim Fernsehen, wo alles mit den verfügbaren Bildern steht und fällt, bekommen Kriege, Krisen und Katastrophen die besten Sendeplätze, denn sie liefern spektakuläre Bilder. Ganz anders die bekannten Rituale von Friedenskonferenzen: Schwarze Limousinen fahren vor, denen Männer in grauen Anzügen entsteigen, um sich an immer gleichen Konferenztischen gegenüber zu sitzen. Seien wir ehrlich: Spannend ist das nicht. Und trügerisch dazu. Wie oft habe ich schon einen Bericht anmoderiert mit den Worten: „Jerusalem. Neue Hoffnung im Nahen Osten.

Israelische und palästinensischen Vertreter trafen sich...“ – und dann wurde wieder nichts aus dem Frieden im Heiligen Land. Die Hoffnung, die angeblich zuletzt stirbt, erleidet in den Medien täglich tausend Tode. Gegen das Wechselbad aus aufflackernder Zuversicht und kalter Enttäuschung härten sich Journalisten und Zuschauer mit einer Mischung aus Desinteresse und „Das-bringt-doch-eh-nichts“ ab. Doch gerade dieser Panzer ist ein überdeutlicher Hinweis darauf, wie tief und stark die Sehnsucht nach Frieden in jedem von uns steckt. In fast jedem jedenfalls. Dieser Wunsch meint mehr als die Abwesenheit von Krieg, mehr als Friedhofsruhe: Er brennt auf einen lebendigen, farbigen, freudigen Frieden.

Wir müssen lernen, geduldiger zu sein. Bäume fallen blitzschnell, Wälder wachsen über Generationen. Friedenmachen ist ein langwieriger, komplizierter Vorgang. Das vergessen wir deshalb leicht, weil die Gemengelage von Krieg und Frieden in früheren Zeiten relativ übersichtlich aussah: Staatsmänner oder Generäle erklärten einander den Krieg, dann setzten sie ihre Armeen in Bewegung, die sich eine gewisse Zeitlang Schlachten lieferten, bis wiederum Staatsmänner oder Generäle den Frieden erklärten und das mit einem Vertrag besiegelten, der meist auch bindend war. Eliten beschlossen, Untertanen führten aus. Klare Verhältnisse.

Doch seit dem Zweiten Weltkrieg hat sich das Geschehen grundsätzlich gewandelt. Seitdem geht die Anzahl der Kriege, die zwischen zwei Staaten geführt werden, gegen Null; USA gegen Irak gehört zu den wenigen Ausnahmen. Vielmehr brechen bewaffnete Konflikte heutzutage innerhalb der Staaten aus. Ihre wirtschaftlichen, ethnischen, politischen und kulturellen Gründe sind häufig schwer durchschaubar. Die Fronten verlaufen in merkwürdigen Linien, innerhalb der gegnerischen Parteien rivalisieren Splittergruppen und Warlords. Und vor allem lassen sich die so genannten Neuen Kriege in den seltensten Fällen mit ein paar Unterschriften unter einen Vertrag beenden. Damit aus einem Waffenstillstand dauerhafte Stabilität und Eintracht entsteht, müssen sich ganze Gesellschaften wandeln. Sie müssen einen neuen Konsens finden, wie sie in Zukunft zusammen leben und ihre Konflikte gewaltfrei lösen wollen. Frieden wird zu Beginn im 21. Jahrhundert nicht länger von Politikern und Generälen allein geschlossen, sondern wird immer mehr zur Aufgabe der Bürger selbst. Er entspringt aus der Mitte der Gesellschaft. Ärztinnen, Künstler, Gewerkschafterinnen, Priester, Sportlerinnen, Entwicklungshelfer und Geschäftsfrauen treiben ihn voran: Sie sind die neuen Friedensmacher.<sup>1</sup>

Von ihnen handelt dieses Buch. Ich stelle Menschen und Initiativen vor, die sich auf die Kunst des Friedens verstehen. Kunst kommt von Können, deshalb geht es hier nicht um „Gut meinen“, sondern um „Gut machen“. Die Reportagen erzählen

von besonders kreativen, engagierten und glaubwürdigen Friedensmachern. Von Visionen und praktischem Verstand, von Zweifeln und neuem Mut, von Rückschlägen und mühsamen Fortschritten. In all jenen Regionen, von denen die Abendnachrichten täglich Gräuelp und Elend berichten, gibt es auch Menschen, die gleichzeitig voller Optimismus an Lösungen arbeiten. Insofern ist dieses Buch für mich eine Art Alternativprogramm, das seine Kameras und Mikrofone zur Abwechslung mal auf jene richtet, deren Einsatz in die Zukunft weist: die Helden und Heldinnen der neuen globalen Zivilgesellschaft. Kein Teufelswerk, Herr Kästner: Hier ist das Positive, Ermunternde, Erfrischende, nach dem wir uns alle sehnen!

Peace Counts heißt das Projekt, zu dem sich Ende 2002 Autorinnen und Fotografen zusammen geschlossen haben. Sie brachen auf zu einer weltweiten Expedition, wie es sie noch nie zuvor gegeben hat. Die Reporter legten einige Zehntausend Kilometer zurück, reisten in mehr als 25 Konfliktregionen wie Afghanistan und Bosnien, Kurdistan und Mazedonien, Nordirland und Sri Lanka, Sudan und Zypern, um einer einfachen, aber selten gestellten Frage nachzugehen: Wie macht man eigentlich Frieden?

Für ihr Vorhaben versicherten sie sich der Unterstützung kompetenter Partner. Die Deutsche Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit half den Journalisten bei den Recherchen vor Ort, das Bonn International Center for Conversion brachte wissenschaftliche Expertise ein, das Institut für Friedenspädagogik in Tübingen beriet in didaktischen Fragen, das Auswärtige Amt in Berlin förderte das Projekt drei Jahre lang finanziell. Und die Deutsche UNESCO Kommission führt Peace Counts als offiziellen Beitrag zur „Internationalen Dekade für eine Kultur des Friedens“.

Die Ergebnisse der „Expedition Frieden“ zielen weit über die Gemeinde von Konfliktforschern und Engagierten hinaus, die sich sowieso mit dem Thema beschäftigen. Peace Counts schafft es in die etablierten Medien. Reportagen wurden in renommierten Blättern wie Süddeutsche Zeitung, Frankfurter Rundschau, Neue Zürcher Zeitung, Natur & Kosmos, Focus und Brand eins veröffentlicht und erreichen so ein Millionenpublikum. Der Westdeutsche Rundfunk strahlt unter der Überschrift „Frieden zählt“ ein Dutzend Dreißigminüttern aus, die jeweils eine Initiative portraituren. Es gibt die Internetseite [www.peace-counts.org](http://www.peace-counts.org), Fotoausstellungen, eine multimediale CD-Rom für Schulen, eine Serie von Foren, bei denen die Zuschauer einen der Friedensstifter persönlich kennen lernen konnte.

Frieden als Faszination. Statt auf moralische Appelle zu setzen, verstehen es die Journalisten, ihr Publikum mit spannenden Reportagen zu fesseln. Menschen wollen interes-

sante Menschen kennen lernen, und hier treffen wir sie: Ex-Terroristen in Nordirland, die sich besonnen haben und heute Jugendliche von Gewaltfreiheit überzeugen; der unerschrockene Padre Giovanni in Kolumbien, der sich zwischen Bauern und Guerilleros stellt; die Gynäkologin Elena, halb Muslimin, halb Christin, die auf dem Balkan zwischen den beiden Gruppen vermittelt; Umweltschützer aus drei verfeindeten Staaten, die sich am Jordan einträchtig für sauberes Wasser engagieren; der Tamile Singham, der als Asylbewerber nach Deutschland kam, aber – nachdem er Pass, Frau und ein sicheres Leben hatte – nach Sri Lanka zurückkehrte, um Dörfer für Kriegswitwen zu bauen. Atemberaubende Lebenslinien werden sichtbar, Biographien mit Brüchen, Charaktere mit Charisma.

Im täglichen Nachrichtenrummel gehen solche Geschichten unter. Troubleshooter stechen Hoffnungsträger aus, weil der Trouble konkret ist und die Hoffnung abstrakt bleibt. Doch wenn wir, jenseits der medialen Tageshektik, einmal länger hinschauen, dann erkennen wir, dass weltweit eine gesellschaftliche Avantgarde auf dem Weg ist, eine sanfte und kreative Vorhut, auf deren sozialen Erfindungen zukünftige Gesellschaften aufbauen können. Gerade weil Frieden eine hohe Kunst ist, muss die Menschheit ihre besten Kräfte sammeln, um ihn zu verwirklichen.

Die ermutigende Botschaft dieses Buches ist: Ich muss nicht Jesus, Gandhi oder Mutter Teresa sein, um mich zu engagieren. Friedensmacher sind normale Menschen. Von anderen unterscheidet sie vor allem, dass sie über einen starken Willen und eine Vielzahl von Kompetenzen verfügen, die man erwerben, zumindest aber verfeinern kann. Besonders Kinder und Jugendliche brauchen solche lebensnahen, anfassbaren Vorbilder. An ihnen können sie sich orientieren, um angesichts von gesellschaftlichen Problemen nicht zu verzagen, um Zuversicht zu fassen, dass Lösungen möglich sind – wenn man danach sucht. Dazu können die Reportagen in den folgenden Kapiteln inspirieren. Die Schlussfolgerungen der Recherchen in vier Erdteilen fassen leicht verständliche Thesen im Buchteil „Wie man Frieden macht“ zusammen.

Es liegt in der Natur von Massenmedien, Probleme auszubreiten und Lösungen eher unter den Tisch fallen zu lassen. Zumindest beim öffentlich-rechtlichen Fernsehen sollte das eigentlich anders sein. Die Sender haben den Auftrag, über Konflikte „umfassend, neutral und objektiv“ zu berichten. Dazu gehört eine sorgfältige Analyse der Ursachen, in der sich oft schon der Schlüssel zur Lösung liegt. Leider bemühen sich Journalisten viel zu selten, Zusammenhänge anschaulich zu erklären. Ich erinnere mich daran, wie mich als junges Mädchen der Konflikt in Nordirland bewegt hat. Damals habe ich sogar für den Frieden gebetet. Doch stets blieb mir völlig

unverständlich, warum in den Nachrichten immer von einem Religionskrieg die Rede war: Was, so fragte ich mich, machen Protestanten so anders, dass ein Katholik sie hassen kann, und umgekehrt? Erst viel später wurde mir klar, dass es nicht um Glaubensfragen, sondern – wie so oft – um Macht und Unterdrückung ging. Niemand hatte mir die wahren Hintergründe erklärt.

Die wirtschaftlichen und sozialen Ursachen für Konflikte werden in der aktuellen Berichterstattung oft am Rande oder gar nicht erwähnt. Anders in diesem Buch: In Teil 3 wird ihnen der Raum gegeben, der ihrer Wichtigkeit entspricht. Allerdings in einer ungewöhnlichen Form. Während sich die Konfliktforschung seit Jahrzehnten in immer neuen Studien zu den „Kosten des Kriegs“ erschöpft, wird hier anders herum gedacht: Wissenschaftler aus Oxford und Bonn haben Zahlen und Fakten zusammengetragen, die belegen, wie sich Sicherheit und Stabilität in einer immer stärker vernetzten Welt auszahlen. Ihre Berechnungen machen deutlich: Neben den moralischen Argumenten, Gewalt zu vermeiden, gibt es handfeste ökonomische Vorteile, die sich in Dollar und Cent ausrechnen lassen: die Friedensdividende. Dass eine Welt, die auf Kooperation statt auf Konfrontation setzt, auch mehr Wohlstand schafft, ist ein weiterer Grund zur Hoffnung.

Ich werde leider auch in Zukunft in den Abendnachrichten von Massakern, Kindersoldaten und Flüchtlingen berichten müssen, Sackgassen und Rückschläge in Friedensprozessen melden, Moderationen über das Versagen von konstruktiver Politik und Diplomatie schreiben. Aber gleichzeitig weiß ich eine sanfte Gegenmacht am Werk, ein weltweites Netzwerk von engagierten Friedensmachern. Oft bescheiden und abseits der Scheinwerfer, aber voller Zuversicht und getrieben von einem unbändigen Willen, niemals aufzugeben, kämpfen sie für zivilisatorische Fortschritte. Krieg, die „Axt im Walde“, ist als Prinzip primitiv und von gestern. Auf den Erfindungen und Erfolgen der Friedensmacher dagegen wächst der Wald der Zukunft.

*1 Wenn in diesem Buch der Plural verwendet wird, ist das andere Geschlecht jeweils mit gemeint.*

*Petra Gerster in: Die Friedensmacher. München 2005, S. 7 ff.*

## Der kalte Frieden, Joe Doherty und Peter McGuire

Joe Doherty und Peter McGuire haben sich vermutlich nie getroffen. Vermutlich war das auch besser so. Das Treffen hätte tödlich ausgehen können.

Joe schmeißt heute abend den Jugendclub von New Lodge, einem katholischen Viertel von Belfast. Gelassen erträgt er einen Trubel, wie ihn nur Teenager entfachen können. Das Gebrüll aus der Turnhalle, wo die Jungs kicken. Das Disco-Dröhnen im Foyer, wo die Mädchen abhängen. Mittendrin der 47jährige, gelassen, aber auch ein wenig befremdet. Dauerklingelnde Handys, grünliche Tütenchips als Abendessen, gelgepolsterte Turnschuhe – exotische Dinge haben die Straßen von New Lodge erobert, während all der Jahre, die Joe im Gefängnis gesessen hat. Eine weitere neue Merkwürdigkeit ist der Frieden. Damit hat Joe keine Erfahrung. Er kennt den Kampf und den Knast. Aber Frieden? Daran muss er sich erst noch gewöhnen.

Er war so alt wie die Kids im Jugendclub, da spionierte er bereits für die Irisch Republikanische Armee. Den IRA-Leuten meldete er Bewegungen der britischen Soldaten, der verhassten Besatzer. Tränengasschwaden schickten sie in seine Straße, mitten in der Nacht drangen sie ins Haus ein und schlugen seine Eltern. Joe war stolz, dass mit seinen Informationen Attentate vorbereitet wurden. „Wir glaubten, wir könnten auf diese Weise die Briten vertreiben.“ Mit 17 wurde er Soldat. Sagte er. Terrorist, sagten die Briten. Als ihn wenig später eine Polizeipatrouille mit Sprengstoff im Wagen erwischte, wurde Joe zu zwölf Jahren Gefängnis verurteilt. Nach Verbüßung von zwei Dritteln der Strafe kam er frei: ein Mittzwanziger, randvoll von Rachegefühlen, eine lebende Bombe. Er begann, den ersten Mordanschlag zu planen.

20 Jahre später ringt Joseph Doherty um den richtigen Kurs. Eine Transitexistenz, irgendwo auf dem Weg vom alten Nordirland ins neue, vom Untergrundkämpfer zum Sozialarbeiter. Ein Weg, den auf protestantischer Seite auch Peter McGuire gegangen ist. Auch er sagte sich vom Terror los und engagiert sich heute in der Jugendarbeit. Zwei Biografien, deren Verwerfungen den Wandel widerspiegeln, den das ganze Land durchmacht. Zu den wenigen Verlässlichkeiten der nordirischen Gesellschaft zählt die andauernde Zerreißprobe. Zwar haben IRA, britische Armee und die protestantischen Paramilitärs dem Frieden zugestimmt, der am Karfreitag vor fünf Jahren geschlossen wurde. Doch das Abkommen droht immer wieder zu scheitern.

Für sozialen Sprengstoff sorgt, dass die Friedensdividende ungleich ausgezahlt wird. Während die Mittelklasse profitiert, verdichtet sich in der breiten Unterschicht das Gefühl, das Abkommen habe nichts gebracht. Wie in vielen Konflikten,

die sich hinziehen, im Falle Irlands sogar über Jahrhunderte, fühlen sich alle nur als Opfer. In den 35 Jahren der „Troubles“ wurden fast 4000 Menschen getötet. Fast jede Familie hat Verluste zu beklagen. Täter? Die jeweils anderen! Insofern hat das Karfreitagsabkommen einen kalten Frieden gestiftet. Er steht auf dem Papier, es gibt keine Alternative zu ihm, aber in den Köpfen und Herzen der Nordiren ist er noch nicht angekommen.

„Hey Joe,“ betteln die Kids im Jugendclub, „erzähl uns vom Krieg!“ Heldentaten wollen sie hören. Der Joe hat mal einen umgelegt, einen von den Feinden. Der hat für die Freiheit gekämpft. Ist in den Knast gewandert. Von dort ausgebrochen. In die USA geflohen. Wieder eingefangen worden. An der New Lodge Road haben sie ihn dreifach lebensgroß auf die Brandmauer gemalt. Der ist ein „cooler Freak“, was übersetzt soviel bedeutet wie: Held.

„Glaubt bloß nicht diesen Quatsch“, wehrt Joe ab. Ein trauriger Krieg sei das gewesen, ein dreckiger. Seine Gedanken kreisen immer wieder um jenen Toten, der Joes Leben verändert hat. Er hieß Richard Westmacott, war ein in Belfast stationierter britischer Elite-Soldat und auf IRA-Leute angesetzt – mit der Lizenz zum Töten. Am 5. Mai 1980 wurde der Captain, gerade 28 Jahre alt, selbst erschossen. Auf der Straße, ganz in der Nähe des heutigen Jugendclubs. Einer der Schützen war Joe Doherty.

Es wurde nie geklärt, welcher der drei Attentäter die Kugel abfeuerte, die Westmacotts Stirn durchschlug. „Wir waren alle verantwortlich“, sagt Joe. Ob er Reue empfinde? „Es tut mir leid um jeden, der sterben musste. Doch dieser Mann hatte ein Gewehr bekommen und wurde nach Nordirland geschickt, um gegen uns zu kämpfen. Ich bin nicht in diesen Krieg gezogen, der Krieg kam zu mir.“

Joseph Doherty spürt bleischwer die Füße, den Rücken, den Kopf. Ein langer Tag, mal wieder. Am Vormittag Sozialberatung im Büro. Nachmittags Flugblätter verteilen im Viertel, ein Tribunal gegen die britische Armee, bitte zahlreich kommen. Und abends in den Youthclub. Die Überstunden bekommt er nicht bezahlt. „Wisst ihr, wovon ich träumte, als ich so alt war wie ihr?“ Jetzt sind die Kids aber mal gespannt. „Klempner wollte ich werden. Flanschen und schrauben und schweißen, das hat mir Spaß gemacht. Klempner, ja, das wär’s gewesen.“ Die Teenies nicken. Ein Handwerk zu lernen, das taugt in New Lodge immer noch zum Traum.

Die Jugendlichen, die heute in den armen katholischen Stadtvierteln von Belfast aufwachsen, haben von der Zukunft wenig zu erwarten. Die meisten verlassen die Schule ohne Qualifikation. Lehrstellen sind rar, die Arbeitslosigkeit hoch. Im Sommer, wenn die Schule geschlossen und auch sonst nichts los ist, führen die Kids von New Lodge weiter Krieg. Es

geht gegen die Protestanten im benachbarten Wohnviertel. Am Interface, der Nahtstelle zwischen den Territorien, versammelt man sich zu Prügeleien. Dann fliegen Steine. Manchmal Brandsätze. „Recreational Rioting“ nennt Joe Doherty das, ein Aufstand aus Langeweile, gegen die Langeweile. Er weiß aus Erfahrung, wie leicht Schießereien daraus werden können. „Die Jugendlichen auf beiden Seiten sind gefährdet, in die Szene der Paramilitärs abzudriften.“ Das will er verhindern helfen. Dafür schiebt er die Überstunden.

„Als ich im Gefängnis saß, schrieben meine Eltern, dass viele Kids an Straßenecken herumlungern, Drogen nehmen und Ärger machen. Da wusste ich, was ich machen will, wenn ich rauskomme.“ 1999, ein Jahr nach dem Karfreitagsabkommen, kam er frei. Die IRA hatte sich inzwischen vom Terror losgesagt, die Führung setzte auf friedliche Veränderungen über ihren politischen Arm, die Sinn Fein Partei. „Unser Ziel war immer gewesen, dass Katholiken in Nordirland eine faire Chance bekommen“, sagt Joe. Nun gebe die Arbeit mit den Jugendlichen dem bewaffneten Kampf nachträglich einen Sinn. Ganz auf Parteilinie, will er seine Kids aus der Gewaltspirale lösen. Nicht durch fromme Reden, sondern durch handfeste Hilfen: Computerkurse, Irish Dance, zum Schwimmen mal raus aus dem Viertel, Bewerbungstraining, Fußball mit den Jungs. Er holt sie von der Straße. Und damit raus aus dem Dunstkreis der Untergrundgruppen.

Die locken mit all dem, was Jugendlichen abenteuerlich, auf legalem Weg aber unerreichbar scheint: viel Geld, freie Zeiteinteilung, willige Girls und die Macht, die ein Gewehr verleiht. Verglichen mit Arbeitslosigkeit klingt die Stellenbeschreibung eines Paramilitärs äußerst attraktiv. Da wäre zwar das hohe Berufsrisiko, aber dafür geht es um eine große Idee: Sterben für Irland oder für die britische Union, da kann jeder nach seiner Konfession selig werden.

Einer der Jungen schimpft: „Du hast selbst gekämpft, Joe, nun willst du uns verbieten, Protestanten zu vermöbeln.“ Joes stärkstes Argument ist die eigene Biographie. Wenn er ihnen sagt, „Kämpfen führt in die Sackgasse“, dann spricht einer, der sich mit Sackgassen auskennt. Die Hoffnung, die britische Armee mit Terror zu vertreiben, war eine. Jedes Grab seiner Kombattanten war eine. Seine Gefängniszelle war eine. In Nordirland leben rund 100.000 Ex-Häftlinge aus der Zeit der „Troubles“. Eine traurige Armee von Arbeits- und oft Wohnungslosen, verarmt und traumatisiert, die den wackeligen Frieden zusätzlich belasten. Dass Joe mit der Jugendarbeit auch für sich selbst aus der Sackgasse gefunden hat, verleiht ihm hohes Ansehen.

Ein Terrorist als Friedensengel? Solche glatten Vom-Saulus-zum-Paulus-Geschichten sucht man in Nordirland vergeblich. Joes Kontakt zur IRA ist noch warm, der Frieden noch kaltes

Kalkül. Den Kids schärft er zwar ein, „die anderen“, die Protestanten nicht zu provozieren, aber er predigt bei weitem keine Gewaltlosigkeit: „Wenn ihr angegriffen werdet, müsst ihr euch verteidigen.“ Er will nie wieder zusehen müssen, wie Katholiken drangsaliert werden, gleichzeitig befürchtet er, die Troubles könnten wieder aufflammen.

Diese Sorge teilt er mit Peter McGuire, seinem Pendant im protestantischen Lager. Vermutlich haben sich die beiden nie getroffen. Schade, denn vermutlich hätten sie sich einiges zu erzählen. Joe kämpfte auf katholischer Seite, Peter in der protestantischen Ulster Volunteer Force (UVF). Joe saß wegen Mordes, Peter konnte man Straftaten solchen Kalibers nie nachweisen, er verbüßte für andere Delikte insgesamt zehn Jahre. Und heute engagieren sich beide in der Jugendarbeit. Ihre Lebenslinien gleichen zwei Parallelen, die nah nebeneinander liegen und doch durch ein ehernes Gesetz für immer getrennt verlaufen. Das Gesetz lautet: Jeder Nordire wird per Geburt einem der beiden Lager zugeordnet, darin lebt er, darin stirbt er, basta.

Peter McGuire hasst solche Dogmen und Denkverbote. „Ich habe schon immer starke Meinungen vertreten und dafür Prügel bezogen“, sagt er. Rotgesichtig, mit vollem, weichem Mund und Nickelbrille hat er mehr Ähnlichkeiten mit einem evangelischen Pfarrer als mit dem landläufigen Bild vom eiskalten Terroristen. Von seinen inneren Spannungen erzählen die Hände. Wenn der 36jährige nachdenkt, presst er die Finger zusammen, bis das Weiße um die Knöchel hervortritt. Und er denkt viel nach. Über Kinder, die verbrannten, weil sie nach der falschen Konfession getauft waren. Über Entführungen und Überfälle, an denen er selbst beteiligt war. Über seine Karriere als Terrorist. Die Gedanken bedrängen und verdrängen einander, er scheint sie mit seinen Händen zusammen halten zu wollen. Das kostet Kraft. Schwer vorstellbar, aber wahr, dass er Menschen überfallen, bedroht, gefesselt, verschleppt hat.

Und wann hat er dann das Licht gesehen? Das ist er von einer buddhistisch angehauchten Friedensfreundin tatsächlich mal gefragt worden. Ihr hätte die Heilsgeschichte vom bösen Buben, der erleuchtet und geläutert wird, gut ins Konzept gepasst. Es gab zwar kein mystisches Schlüsselerlebnis, aber Situationen, die ihn immer stärker am Sinn des Guerillakriegs zweifeln ließen. Als seine Leute ein katholisches Haus mit Brandbomben bewarfen, starben drei Kinder in den Flammen. „Das hat mich total schockiert. Die Kleinen hätten genauso gut in einer unserer Familien aufwachsen können. Was hatten die mit den Troubles zu schaffen?“

Wenig später verhängte die Führung der UVF die Höchststrafe über einen Kameraden. Peter erhielt den Auftrag, den Mann in den Wald zu locken und zu erschießen. „Der Typ ist mitgegan-

gen, obwohl er wusste, worum es ging. Als Ausgestoßener konnte er in ganz Nordirland nirgendwo mehr hin, der war völlig verzweifelt.“ Eine Art passiver Selbstmord. Peter konnte nicht abdrücken. Er befahl ihm, im Ausland unterzutauchen. Und fragte sich: „Was hat dieser Krieg aus mir gemacht?“ Als Adoptivkind, das von Stiefeltern und -geschwistern hin und her geschubst worden war, hatte er immer nur eins gewollt: „Kontrolle über mein eigenes Leben“. Doch jetzt bestimmten andere über ihn, verlangten sogar den Kameradenmord. Das war 1997. Seitdem hat er sich Schritt für Schritt aus der UVF zurückgezogen.

Heute propagiert er politische Lösungen des Konflikts. Das Karfreitagsabkommen sei keinesfalls eine Niederlage, wie es viele Loyalisten empfänden. „Unser strategisches Ziel ist doch gewesen, in Nordirland ganz normal leben zu können. Mittlerweile haben sich die britischen Soldaten in die Kasernen zurück gezogen, die IRA hat einen Großteil ihrer Waffen verschrottet. Wir haben die Normalität gewonnen, und damit den Kampf.“

Mit dieser, in loyalistischen Kreisen exotischen Ansicht konfrontiert Peter McGuire auch die Jugendlichen, die seine Seminare besuchen. Noch schlimmer: Er arbeitet mit „dem Feind“ zusammen. Er lässt Katholiken auftreten, die die jungen Teilnehmer mit einer völlig ungewohnten Sicht von Geschichte und Gegenwart schockieren. Seit mehr als drei Jahren organisiert Peter solche „kritischen Dialoge“. Zielgruppe sind Jugendliche im Umfeld der Paramilitärs, die noch schwanken. „Es geht nicht darum, aus ‚schlechten‘ Menschen ‚gute‘ zu machen. Wir machen ihnen nur klar, dass sie Alternativen haben.“

Jeden einzelnen, der nach seinen Seminaren aus der Szene aussteige, rechnet er sich als Erfolg an.

Peter McGuire und Joe Doherty werden sich vermutlich demnächst mal treffen. Das ist gut, denn vermutlich könnten sie hervorragend zusammenarbeiten. Peter hat ein Studium der Sozialarbeit begonnen, Joe will eine Familie gründen, in einem Alter, wo andere schon lange Haus und Kinder haben. Beide beginnen noch einmal von vorn, vielleicht ihren schwierigsten Kampf. Und können dabei nur gewinnen, was andere nichtmal geschenkt wollen: das ganz normale Leben.

*Michael Gleich  
Peace Counts Foundation*

*[www.peace-counts.org](http://www.peace-counts.org)*

## Peter McGuire und Joe Doherty

Ein Interview

Heiner Wember:

Sag mir bitte deinen Namen, dein Alter und wo du heute lebst.

Peter McGuire:

Mein Name ist Peter McGuire, ich bin sechsunddreißig Jahre alt und lebe in Ballymoney im County Aoutroim in Nordirland.

Heiner Wember:

Wie viele Jahre deines Lebens warst du im Gefängnis?

Peter McGuire:

Ungefähr vierzehn.

Heiner Wember:

Vierzehn Jahre?

Peter McGuire:

Ja.

Heiner Wember:

Jetzt sag du mir bitte wie du heißt, wo du wohnst, wie alt du bist und wie viele Jahre du im Gefängnis verbracht hast.

Joe Doherty:

Mein Name ist Joe Doherty. Ich bin achtundvierzig Jahre alt und habe davon fast zweiundzwanzig im Gefängnis verbracht.

Heiner Wember:

Wie kam es, dass du gewalttätig, zum Kämpfer gegen die Feinde in Nordirland wurdest?

Joe Doherty:

Ich geriet in den Konflikt, weil der Konflikt an mich geriet. Da war die Präsenz des Militärs, des britischen Militärs in den Straßen. Ständig wurde man angehalten, durchsucht und festgenommen. In unsere Häuser wurde eingebrochen. Leute wurden festgenommen und ins Gefängnis gesperrt. Diese herablassende Behandlung im Rahmen der Besatzung hat mich dazu gebracht meinen ersten Stein zu werfen und schließlich der IRA beizutreten.

Heiner Wember:

Und du, Peter?

Peter McGuire:

Als Unterstützer der "Unionist Loyalists" haben wir den Konflikt in einem anderen Licht gesehen.

Als ich aufgewachsen bin haben wir Leute gesehen, die sich dem Staat gegenüber nicht loyal verhalten haben, die den Staat systematisch zerstört und angegriffen haben. Wir haben geglaubt, dass es unsere Aufgabe war den Staat zu verteidigen und diese Leute zu besiegen. Es war ein allmählich beginnender Prozess des Widerstandes.

Heiner Wember:

Du bist schon in der Zeit des Konflikts - der "Troubles"-aufgewachsen.

Peter McGuire:

Ja, ja. Ich ...

( ... )

Heiner Wember:

Peter, würdest du sagen, dass du eine Art Terrorist warst?

Peter McGuire.:

"Terrorist" ist ein Reizwort. Ich habe kein Problem damit zu sagen, dass ich am Terrorismus beteiligt war. Ich spreche da für mich selbst, meine ehemaligen Kollegen von der Grenze würden nicht sagen, dass wir Terroristen waren.

Heiner Wember:

Was hast du in dieser Zeit gemacht?

Peter McGuire:

Ich war am bewaffneten Widerstand gegen den militanten Republikanismus beteiligt.

Heiner Wember:

Das heißt gegen IRA-Kämpfer vorzugehen.

Peter McGuire.:

Ja, ich habe Waffengewalt angewendet. (...)

Heiner Wember:

Was ist mit dir, Joe?

Joe Doherty:

Wenn man jemanden einen Terrorist nennt, ist das nicht nur eine Art seine Gefühle zum Ausdruck zu bringen, es ist einseitig und subjektiv. So nennt uns die britische Regierung, das Establishment, die Medien.



Der Terrorismus aber, mit dem ich aufgewachsen bin, die Bedingungen unter denen ich aufgewachsen bin, das war der Terrorismus des Staates. Das bedeutete diskriminiert zu werden.

Das war die Ungerechtigkeit des Staates, das waren die Militärrepressionen und die Unterdrückung der Leute auf der Straße. Das war für uns der Terrorismus, wir haben darauf reagiert.

Heiner Wember:

Was hast du in der Zeit als Kämpfer gemacht?

Joe Doherty:

Wie ich gesagt habe, bin ich unter den Bedingungen, die auf der Straße herrschten, aufgewachsen. Dort haben wir die Unterdrückung der Gemeinschaft in der ich lebte gesehen. So kam es, dass ich mit dreizehn, vierzehn Jahren zum ersten Mal einen Stein geworfen habe. Im wesentlichen war das so, wie ich es im Fernsehen von der Westbank gesehen habe: Jungen, die Steine werfen.

Als ich zu Militärcamps mitgenommen wurde, etwas über Bomben, Sprengstoff, Schusswaffen und Mörsergranaten lernte, bin ich schrittweise der IRA beigetreten. Unsere Angriffe galten hauptsächlich dem Militär und der Polizei und auch einem Bereich, den wir „Commercial Bombing Campaign“ nannten. Diese Kampagne zielte darauf ab Großbritannien zu schaden und finanzielle Mittel zu binden. Wir haben Appartement-Häuser, Geschäfte, Brücken, Gebäude und solche Sachen in die Luft gesprengt.

Heiner Wember:

Hast du ..., warst du dazu gezwungen in dieser Zeit Menschen zu töten?

Peter McGuire.:

Nein, ich denke nicht, dass ich dazu gezwungen war ein Mörder zu sein. Es kam nie vor, dass ich zu etwas gezwungen wurde, das ich nicht tun wollte. Ich habe gemacht, was immer ich wollte. Ich wollte am Widerstand gegen die irisch republikanische Gewalt teilnehmen. Ich habe bereitwillig eingewilligt und freiwillig an jeder Aktion, an der ich beteiligt war, teilgenommen.

Heiner Wember:

Wie hast du dich zu dieser Zeit gefühlt? War es normal für dich, oder hast du dich stark unter Druck gesetzt gefühlt?

Peter McGuire.:

Man wusste, dass es keine normale Gesellschaft gab. Das war alles, damit wuchs man auf. Ich erinnere mich daran, wie die

britische Armee nach Nordirland kam, daran, wie die „Troubles“, das wirklich große gesellschaftliche Durcheinander, angefangen haben und an den Beginn der IRA-Kampagne.

Man wuchs damit auf, wusste aber, dass es nicht normal war. Einerseits wusste man, dass es nicht normal war, aber andererseits hatte man das Gefühl: „Das passiert jetzt. Es gibt keine Möglichkeit dem zu entgehen, man muss an dem teilhaben was passiert.“

Man wusste, dass es eine Lösung geben würde. Irgendwann in den kommenden Jahren würde es eine Lösung geben. Man wusste aber auch, dass man mitmachen, bei den Angriffen, die stattfanden, eine aktive Rolle spielen musste. Dem konnte man nicht entgehen, weil es direkt vor der eigenen Haustür geschah.

Heiner Wember:

Du hast gedacht, dass es keinen Mittelweg, dass es nur zwei Wege gab?

Peter McGuire.:

In meiner Gemeinde hatten wir das Gefühl, dass unsere ganze Art zu Leben angegriffen wurde. Das lag aber nicht daran, dass wir uns für besser hielten als die Katholiken. Wir wussten, dass der Staat angegriffen wurde, dass wir ihn unterstützen mussten. Das war unser Staat, und wir mussten ihn verteidigen. Wir wollten Teil des Vereinigten Königreichs bleiben, wir würden zu den Waffen greifen und tun was immer nötig war, um die Gefahr, die für unsere Art zu Leben bestand, zu besiegen. So hat alles angefangen.

Heiner Wember:

Joe, war es für dich genauso, dass du dachtest nur die Wahl zu haben auf der einen oder der anderen Seite zu stehen?

Joe Doherty:

Genau. Als ich vor dem Krieg, den „Troubles“ wie wir sie nennen, mit der Bürgerrechtsbewegung aufgewachsen bin, waren wir stark von den Vereinigten Staaten, Dr. Martin Luther King, und dem gewaltlosen Protest gegen die Diskriminierungen beeinflusst.

Die Bürgerrechtsbewegung begann, wo ich lebte, im Jahr 1966. Im wesentlichen bestand sie darin, die Regierung dazu aufzurufen im Staat grundlegende Reformen durchzuführen und die Diskriminierungen bezüglich der Wohnverhältnisse, der Jobs usw. zu stoppen. Die Regierung hat damit reagiert, dass unsere Märsche verboten und die Leute von der Straße geprügelt wurden. Gas wurde eingesetzt, Menschen vom Staat erschossen. Wir haben gesehen, dass wir den Staat nicht reformieren konnten, weil der Staat, wie wir ihn sahen, nicht reformierbar war. Der Staat war durch und durch korrupt. Es

war ein konfessioneller Staat. So kam es, dass ich mit vierzehn, fünfzehn zu dem Schluss kam, dass, um die britische Herrschaft und die Diskriminierung zu beenden, der Einsatz von Gewalt nötig war.

Diese Rebellion dauert in Irland seit vielen Jahrhunderten an und stellt eine Antwort auf die undemokratische britische Missherrschaft in meinem Land dar.

Heiner Wember:

Es war eine Art die Welt „schwarz/weiß“ zu sehen.

Joe Doherty:

Das war alles sehr „schwarz/weiß“ damals. Nicht nur wegen den Diskriminierungen, wegen der undemokratischen Natur der britischen Herrschaft, sondern auch wegen der Repression auf der Straße.

Wir haben die Märsche der Bürgerrechtsbewegung gesehen. Das waren Studenten und Leute aus der Mittelklasse auf beiden Seiten der Gemeinde. Im wesentlichen riefen sie den Staat dazu auf sie jetzt, da sie die britische Herrschaft, die Teilung akzeptierten, wie Briten zu behandeln, ihnen die gleichen Rechte zuzugestehen. Der Staat reagierte mit Gewalt und wie Martin Luther King sagt: „Ungerechtigkeit ist eine Form von Gewalt.“

Heiner Wember:

Was stellte für dich den Wendepunkt dar? Wann hast du zum ersten Mal gespürt, dass Gewalt nicht der Weg ist, um eure Probleme zu lösen?

Joe Doherty:

Wie Peter gesagt hat war das keine Entscheidung, die über Nacht gefällt wurde. Man stellte allmählich fest, dass man eine Wahl treffen musste.

Man konnte all dem den Rücken zuwenden und das Land verlassen, oder sich der Situation stellen. Das war die Entscheidung, die ich getroffen habe. Eine härtere Entscheidung musste ich treffen, als ich die Armee in unsere Straße kommen sah.

Als ich vierzehneinhalb, fünfzehn Jahre alt war, kam einmal um halb vier in der Nacht das Militär in mein Haus. Sie haben meinen Vater und meine Mutter aus dem Bett geworfen, meine Schwestern aus dem Bett gezerrt. Wir mussten uns auf den Boden legen, die Arme über unseren Köpfen, und sie haben das Haus geplündert. Für mich stellte dieses grundlose Eindringen in unser Haus, eine gewaltsame Verletzung unseres Zuhauses dar. Sie haben unser Haus einfach unter vielen Häusern in der Straße ausgesucht. Ich kam zu dem Schluss, dass diese Männer Fremde waren, dass sie kein Recht dazu hatten in meinem Land, in meinem Haus zu sein. Das war eine

schrittweise Reaktion.

Heiner Wember:

Wann hast du zum ersten Mal gespürt, dass Gewalt nicht die Lösung sein kann? War das im Gefängnis, oder wann bist sonst auf diese Idee gekommen?

Joe Doherty:

Nun, sehr früh während des Konflikts waren wir stark davon überzeugt das Land vom britischen Staat befreien zu können. Aufgrund der andauernden Gefahren des Krieges, haben wir aber – denke ich – realisiert, dass wir das nicht konnten. Für mich war es eine moralische Verpflichtung, mich dafür zu entscheiden, dass der Krieg zu einem Ende kommen muss. Den Krieg zu beenden, das war auch eine moralische Verpflichtung, die die IRA auf sich genommen hat. Diese Entscheidung ist gerecht, denn die Gewalt, ...

( ... )

Heiner Wember:

Peter, wann bist du zum ersten Mal auf die Idee gekommen, dass Gewalt nicht die Lösung sein kann?

Peter McGuire.:

Ich habe immer geglaubt, dass Gewalt nicht die Lösung sein kann, aber wir dazu gezwungen sie einzusetzen, weil sie die einzige Waffe war, die wir hatten.

Ich verstehe vollkommen, wo Joe herkommt und ich respektiere seine Position. Ich weiß, dass ich, wenn ich in seinem Haus geboren worden wäre, in der IRA gewesen wäre und dass er, wenn er in meinem Haus geboren worden wäre, auf der Seite der „Loyalistischen Paramilitärs“ gestanden hätte.

Heiner Wember:

Und du, Joe?

Joe Doherty:

Ich kann Mitglieder der protestantischen Gemeinde verstehen, die ... In unserem Konflikt mit der Polizei haben wir die Polizei als militärische Kraft wahrgenommen. Peter hat das anders gesehen, weil die Polizei aus seiner Gemeinde kam. Das waren John, Bell und Frank, gewöhnliche und anständige Protestanten, deren Beruf es war Polizist zu sein.

Und nachdem die Polizisten auf diese Weise umgebracht wurden, kann ich Leute aus ihrer Gemeinde verstehen, die sagen „Nun, es muss etwas getan werden.“ Wäre ich an ihrer Stelle gewesen, hätte ich wahrscheinlich mitgemacht.

( ... )

Peter McGuire.:

Ich habe immer gewusst, dass Gewalt nicht die Antwort war, aber es war die einzige Waffe, die wir hatten. Die Ereignisse haben sich verselbstständigt.

Ich habe aus meiner persönlichen, menschlichen Natur heraus reagiert. Man hat im Fernsehen Dinge gesehen ... Wir haben viele IRA-Leute sagen hören „Wir haben die Uniform angegriffen, weil wir angreifen wollten.“ und ich dachte „Weißt du, die ‚Uniform‘, das sind Bell, John und Jim.“ Das waren mein Vater, mein Onkel, mein Cousin. Das war mein nächster Nachbar, mein Freund.

Es war eine wirklich persönliche Angelegenheit. Du hattest das Gefühl, dass deine Gemeinde angegriffen wurde und hast mit der einzigen Waffe reagiert, die du hattest, mit Gewalt. Andererseits wusstest du aber auch, dass es nicht richtig, dass es falsch war. Mir war klar, dass das keine konstruktive Maßnahme, keinen Fortschritt darstellte. Es war eine bewaffnete Auseinandersetzung, es war eine Notlösung. Als ich zu den Waffen griff und in die gewalttätigen Auseinandersetzungen verwickelt wurde, wusste ich von der allerersten Minute an, dass es falsch war und hatte genug davon, aber man saß in einer Falle.

Die Verhandlungen um den Waffenstillstand, der Friedensprozess und das Karfreitagsabkommen, haben einen Spielraum geschaffen –haben für mich persönlich einen Spielraum geschaffen-, wo ich sagen konnte: „Wir haben hier eine Chance diese Angelegenheit zu klären.“

Heiner Wember:

Wann hast du die Entscheidung getroffen nicht mehr daran Teil zu haben? Wie haben deine ehemaligen Kameraden reagiert?

Peter McGuire.:

Ich habe zu keinem Zeitpunkt die Entscheidung getroffen mich von dem Konflikt abzuwenden, keine Gewalt mehr anzuwenden und Pazifist zu werden. Es gab da keine „Road-to-Damascus“-Erfahrung. Ich habe zu keinem Zeitpunkt gesagt „Das war’s, ich werde nie wieder Gewalt anwenden.“ Auf die gleiche Weise, wie mich der Konflikt, die „Troubles“, der Krieg oder wie man es auch immer nennen mag, erfasst hat, hat mich der Frieden erfasst. Auf die gleiche Weise.

Ich war kein Architekt des Friedensprozesses. Ich war in den Konflikt verwickelt. All meine Energien, meine Lebenskraft, alles hatte ich in den Konflikt investiert und der Frieden hat mich erfasst. Ich fragte: „Was passiert hier?“ In der gleichen Art, wie der Kampf mich erfasst hat, hat mich der Frieden erfasst.

Allmählich habe ich realisiert, dass es hier einen Spielraum gab um zu versuchen ... Ich habe mich nie am Konflikt

beteiligt, um am Ende wieder vor einem Konflikt zu stehen, sondern weil ich glaubte, dass es keine andere Möglichkeit gab um zu reagieren, weil ich glaubte, dass es keine andere Lösung gab.

Irgendwo würde es aber eine „Öffnung“, eine „Lücke“, geben, die wir würden nutzen können, um all das friedlich zu lösen. Das war, wonach ich Ausschau hielt. Als es soweit war sagte ich: „Wir müssen all dem eine Chance geben.“

Ich bin im Grunde kein Pazifist, ich bin nicht gegen Gewalt. (...) Ich bin nicht dagegen sich zu verteidigen. Menschen müssen Gewalt anwenden um sich zu schützen. Gewalt kann aber nicht der Weisheit letzter Schluss, die einzige Reaktion sein, um eine Angelegenheit zu lösen. Das kann sie nicht.

Heiner Wember:

Für dich ist Gewalt jetzt nur zur Verteidigung da?

Peter McGuire.:

Ich habe vor ungefähr einem Jahr die bewusste Entscheidung getroffen, dass ich der Gewalt – in welcher Situation auch immer – abschwöre. Ich weiß aber, dass ich mich, wenn ich hier rausgehen würde und mich jemand auf der Straße angreifen würde, verteidigen würde. Das ist Gewalt und ...

Heiner Wember:

Jeder würde das tun. Ich würde das auch tun.

Peter McGuire.:

Es ist schwer Gewaltlosigkeit zu predigen, wenn das reichste Land der Welt – Amerika – gerade das ärmste Land der Welt – Afghanistan – in Grund und Boden gebombt hat und man weiß, dass sie auch den Irak in Grund und Boden bomben werden. Wer wird da den Menschensagen, dass Gewalt falsch ist? Das ist ...

Heiner Wember:

Erzähle mir aber von deinen ehemaligen Kameraden. Du hast gestern Abend gesagt, dass es vor fünf Jahren für dich unmöglich gewesen wäre mit Joe in einem Raum zu sitzen. Kannst du das noch einmal erklären?

Peter McGuire.:

Nun, vor fünf oder zehn Jahren wäre es unmöglich gewesen mit Joe in demselben Raum zu sitzen.

Nicht, dass ich es nicht gewollt hätte, aber angesichts der Situation in Nordirland ... Es geht darum Gefahren auszuräumen. Man muss Maßnahmen ergreifen um Gefahren auszuräumen. Ich habe persönlich nichts gegen irgendjemanden. Ich wäre vor fünfzehn Jahren mit Gerry Adams zusammen gesessen.

Heiner Wember:

Gib mir noch mal ein kurzes Statement. Du hast gesagt vor fünf Jahren wäre es unmöglich gewesen, vor zehn Jahren hätten sie mich dafür umgebracht. Kannst du mir davon erzählen?

Peter McGuire.:

Nun, für mich persönlich wäre es nicht unmöglich gewesen. Ich hätte das vor fünfzehn Jahren gemacht. In einer Situation aber, in der täglich Leute auf beiden Seiten umgebracht, eingeschüchtert, bombardiert und bedroht werden, hätte deine Gemeinde jeden Tag einen Verräter in dir gesehen. Wenn ich meiner Gemeinde gesagt hätte, dass ich mit einem ehemaligen republikanischen Gefangenen, einer republikanischen Ikone wie Joe – wir haben dich als republikanische Ikone betrachtet – reden würde, hätten sie gesagt: „Mit dir stimmt was nicht. Du lässt uns im Stich. Du verrätst uns.“ Es wäre eine sehr, sehr riskante Angelegenheit für mich gewesen.

Heiner Wember:

Was ist mit dir, Joe? Heute sitzt du hier mit Peter, wäre das vor fünf oder zehn Jahren möglich gewesen?

Joe Doherty:

Nein, das wäre nicht möglich gewesen. Wie ich gestern Abend sagte: Hätten wir uns vor fünf bis zehn Jahren getroffen, hätte ich diese Person umgebracht. Er war der Feind, er stellte das Hindernis zwischen unseren Leuten und demokratischen Rechten dar.

Er war der Feind, aber jetzt ist er das nicht mehr. Jetzt ist er ein Kollege, weil er an das Gleiche, an friedliche, an demokratische Mittel glaubt.

Heiner Wember:

Kannst du eine kurze Stellungnahme dazu abgeben, wie es vor fünf Jahren gewesen wäre und wie vor zehn?

Joe Doherty:

Ja. Vor zehn Jahren hätte ich diese Person – Peter –, wenn es mir möglich gewesen wäre mit ihr einem Raum zu sitzen, umgebracht. Das wäre eine legitime Maßnahme gewesen. Heute will ich das aber, aufgrund der Voraussetzungen, die in unserem Land herrschen, aufgrund unseres andauernden Dialogs und weil wir das Gleiche, nämlich eine demokratische Lösung, erreichen wollen, nicht mehr.

Heiner Wember:

Ist das die Lösung, dass beide Seiten miteinander reden,

miteinander diskutieren können? Ist das der erste Schritt hin zu einer Lösung?

Joe Doherty:

Da gibt es Schwierigkeiten. Da gibt es Schwierigkeiten, weil ich ein Republikaner, eine irische Person bin. Die beste Lösung, die ich mir vorstellen kann, wäre, dass die Briten gehen.

In der Realität können wir das aber nicht erreichen, weil Peter und 990.000 andere – fast eine Millio – Menschen in Nordirland sich als Briten sehen Peter und die Leute, die er repräsentiert, wollen die Verbindung zu Großbritannien aufrecht erhalten.

Was wir brauchen ist ein Kompromiss, denn gewaltsam, über einen Konflikt, können wir nichts erreichen. Es gibt aber immer noch Schwierigkeiten. Ich, meine Freunde und meine Kollegen, wir wollen die Angelegenheit mit friedlichen Mitteln lösen. Wir wollen einen Kompromiss schließen, aber wer geht am ehesten Kompromisse ein?

Meine Ideale sind republikanisch. Ich glaube an die Ideale des Republikanismus, daran ein einheitliches Land zu schaffen, aber für Peter ist es wichtig die Verbindung zu Großbritannien aufrecht zu erhalten. Wie können wir das umsetzen? Das erfordert ständigen Dialog. Das bedeutet zu versuchen einen Mittelweg, etwas, das den Leuten von beiden Seiten passt, zu suchen.

Heiner Wember:

Was machst du heute in deinem Beruf, um diese Probleme zu lösen?

Joe Doherty:

Ich arbeite mit Jugendlichen, mit jungen Leuten auf der Straße, weil ich in meiner Gemeinde in der ich lebe und arbeite – wie Peter sagt – eine Ikone bin. Ich bin sehr bekannt als jemand, der den Konflikt mitgemacht hat, als jemand, der im Gefängnis war und habe auf die jungen Leute bis zu einem gewissen Grad einen Einfluss, weil sie zu mir aufschauen. Ich nutze diesen Einfluss und spreche mit jungen Leuten über den Konflikt, über die Art, wie er mich betroffen hat. Dieser Konflikt, ich will ihn nicht an die jungen Leute mit denen ich arbeite weitergeben. Ich will nicht, dass sie zu Waffen greifen, jemanden umbringen, umgebracht werden, oder ins Gefängnis müssen.

Für mich ist es wichtig ihnen zu erklären, dass, auch wenn Frustrationen im Zusammenhang mit dem Friedensprozess da sind, wir ihn nicht aufgeben und zum Krieg zurückkehren sollten.

Es ist wichtig für mich ihnen von den Erfahrungen zu erzählen, die ich gemacht habe. Der Konflikt, der Krieg und die

Gewalt haben zu nichts geführt, außer, dass viele hundert, oder tausend junger Menschen ins Gefängnis mussten und viele tausend junger Menschen getötet wurden.

Heiner Wember:

Was machst du in deinem Job, Peter?

Peter McGuire.:

Für mich selbst ist es, denke ich, eine Frage von Vertrauen und Furcht, von Furcht und Vertrauen. Da gab es absolut keinen Weg um über irgendetwas zu verhandeln. Unsere Gemeinde hatte das Gefühl total belagert zu werden und es bestand keine Möglichkeit über irgendetwas zu verhandeln.

Wir hatten das Gefühl, dass dafür es absolut keine Möglichkeit gab. Dieses Gefühl der Belagerung hat jetzt, mit dem Waffenstillstand und dem Karfreitagsübereinkommen und – ich sage das als „Loyalist“ – mit den sehr mutigen Aktionen der IRA, nachgelassen.

Heiner Wember:

Was ist mit den grenzüberschreitenden Projekten?

Peter McGuire.:

Ich bin an manchen von ihnen beteiligt, aber für mich ist es ... Wenn man die Leute davon überzeugen kann, dass es einen Kompromiss, eine Lösung geben muss – was im Prinzip jeder weiß –, wenn ich die Leute aus meiner Gemeinde, auf die ich Einfluss ausübe, überzeugen kann, dass wir nicht mehr in einem Belagerungszustand leben, dass es einen Spielraum gibt um einen Dialog zu schaffen und weiter zu machen, dann können wir weiter kommen. Wenn ich dazu beitragen kann die Leute davon zu überzeugen.

Wir trauen den Republikanern nicht und die Republikaner trauen uns nicht und ich verstehe warum. Die Leute tapen im Dunkeln und wissen nicht in welche Richtung sie gehen sollen. Ich möchte die Menschen in meiner Gemeinde davon überzeugen, dass es einen Versuch wert ist, wir haben einen Spielraum hier.

Die internationale Gemeinschaft glaubt, dass die „Troubles“ 1969 angefangen haben, aber für uns haben sie 1641 angefangen und für die Republikaner sogar noch hundert Jahre vorher. Es hat währenddessen immer Wendepunkte gegeben, an denen der Konflikt aufgehört hat.

( ... )

Heiner Wember:

O.k., die letzte Frage: Wird in fünf Jahren Frieden oder Gewalt herrschen?

Peter McGuire.:

Ich weiß nicht, ich weiß es wirklich nicht. Die „Troubles“ haben ganz Nordirland erfasst, der Frieden hat ganz Nordirland erfasst. Niemand war bereit für die „Troubles“ und niemand war bereit für den Frieden. Niemand wird für die nächsten fünf Jahre bereit sein.

Ich glaube, dass in den nächsten fünf Jahren die Welt, die internationale Gemeinschaft Nordirland erfassen wird. Für mich ist die Welt jetzt sehr klein. Als ich aufgewachsen bin hätte dir niemand sagen können, wo Afghanistan liegt. Niemand hätte gewusst, dass Afghanistan existierte.

Die Welt erfasst Nordirland. Nun ist sich jeder bewusst, dass Nordirland ein sehr, sehr kleiner Ort ist. Es ist nicht das Zentrum des Universums. Das ist ein sehr, sehr kleiner Ort. Ich glaube, dass die Welt Nordirland erfassen wird und das kann nur gut sein. Das kann nur gut sein.

Heiner Wember:

In fünf Jahren: Wird es Frieden geben, oder Gewalt?

Joe Doherty:

Frieden, nein, Frieden. Ich habe ein optimistisches Gefühl. Ich bin sicher, dass die Leute, die zu Hause in der Zeitung über die Situation lesen, lesen dass die Parteien sich im Konflikt befinden.

Wichtig ist aber, dass geredet wird. Das ist wichtig. Heute reden politische Parteien miteinander, die sich vor fünf oder zehn Jahren nicht in einen Raum gesetzt hätten und das ist wichtig. Je mehr sie reden, desto wichtiger ist, dass wir uns anhören, was sie zu sagen haben. Ich sitze hier und höre Peter zu, höre mir seine Ansichten und seine Erfahrungen, die er gemacht hat, an. Empathie für ihn zu haben, zu verstehen, woher er kommt, das ist wichtig für mich. Das ist sehr wichtig, aber als die Bomben hochgingen und die Gewehre schossen, haben wir das nicht gemacht. Alles was wir gemacht haben war einander umzubringen.

Ich glaube, dass wir in fünf Jahren über andauernden Dialog und das stetige Aufbauen von Vertrauen zwischen uns, zu einer Entscheidung kommen können, die für beide Seiten annehmbar ist, die kein Nullsummenspiel darstellt.

Heiner Wember:

Eine sehr kurze Antwort, bitte. Die Bedingung für Frieden, ist das zu wissen was Krieg bedeutet?

Joe Doherty:

Ja. Ich denke, dass ich aufgrund meiner Erfahrungen mit dem Konflikt, weil ich einen Menschen getötet und viele Menschen gesehen habe, die getötet wurden, realisiert habe, dass es auf der einen Seite unmoralisch war und andererseits ungeeignet

um die Ziele, die ich in meinem Leben habe, zu erreichen. Durch Dialog, Kompromisse und Verständnis für die andere Seite können wir hoffentlich zum wahren Frieden gelangen.

Heiner Wember:

Muss man wissen was Gewalt bedeutet, bevor man Frieden schaffen kann?

Peter McGuire:

Ich weiß nicht. Es ist besser Frieden zu haben, bevor man Gewalt erfährt. Ich denke man kann Frieden haben ohne Gewalt erfahren zu haben. Wenn man aber einen Konflikt wie den unseren durchlebt hat, dann lässt einen das den Frieden schätzen.

Es war leicht – es war nicht leicht, aber es war relativ leicht – mit dem Waffenstillstand eine Art von Frieden zu erreichen. Das Problem ist ihn aufrecht zu erhalten. Das heißt es zu jedermanns Angelegenheit zu machen ihn aufrecht zu erhalten. Das ist der Kern, der Kern des Spiels.

Heiner Wember:

Es ist euer Spiel.

Peter McGuire.:

Hm.

Heiner Wember:

O.k., viel Glück für euch. (...) Habt ihr Kinder?

Peter McGuire.:

Ich habe eines.

Heiner Wember:

Würdest du deiner Tochter oder deinem Sohn ...

Peter McGuire.:

Sohn.

Heiner Wember:

Würdest du deinem Sohn erlauben ein Mädchen von der anderen Seite zu heiraten?

Peter McGuire.:

Ich hätte kein Problem damit, aber in Nordirland, angesichts der Gesellschaft wie sie ist, wäre ich sehr besorgt um ihre Sicherheit, darüber, wo sie leben würden. Wenn er eine katholische Frau heiratet würde ich eher wollen, dass er in Nordirland bleibt. Leute, die jemanden von der anderen Seite heiraten verlassen am Ende das Land. Wenn mein Sohn eine Katholikin heiratete, würde ich mir wünschen, dass er in

Nordirland bleibt und ich weiß nicht, ob das möglich ist. Ich wäre einfach besorgt um die beiden, um ihre Sicherheit und hinsichtlich der Reaktionen der beiden Gemeinden. Ich persönlich hätte kein Problem damit.

Heiner Wember:

Vielen Dank.

Das Interview führte Heiner Wember am 12.3.2003 in Berlin.

© Heiner Wember

## Vivario - Frieden in der Favela

Von Tilman Wörtz/Zeitenspiegel

Nirgendwo werden so viele Menschen erschossen wie in Brasilien, vierzigtausend allein im vergangenen Jahr. Direkt hinter Rios Traumstränden herrscht Krieg. Im Stadtteil Cantagalo, einst eine blutig umkämpfte Hochburg der Drogenmafia, ist es der Organisation Vivario gelungen, das Morden zu stoppen.

„Ich hab´ Glück gehabt“, nuschelt Eduardo. Fast alle seine Kumpel wurden erschossen, darunter sein bester Freund Jolo, den ein konkurrierender Kokaidealer umgelegt hat. Vor zwei Jahren erwischte es gleich vier seiner Freunde auf einmal. Auch sie Drogendealer. „Man fand sie auf einer Dachterrasse, Nackenschuss“, sagt Eduardo, Polizisten hatten kurzen Prozess mit ihnen gemacht. Von seinem Zimmer aus konnte er die Randalen der Nachbarn hören, die den Hügel ins Reichenviertel hinabstiegen, Autos in Brand steckten, Fenster einschlugen und Geschäfte plünderten.

Dass es sich nach all den Toten wieder halbwegs friedlich in der Armensiedlung Cantagalo leben lässt, ist der Organisation Vivario zu verdanken, die vor zehn Jahren antrat, die Gewalt in Brasiliens Städten einzudämmen. Anlass war auch damals ein Massaker, das Polizisten an Straßenkindern vor der Kirche Candelaria verübt hatten, beauftragt und bezahlt von Geschäftsleuten, die sich durch die bettelnden Kinder vor ihren Schaufenstern gestört fühlten.

Der Kindermord von Rio weckte das Gewissen von Wissenschaftlern, Unternehmern, Künstlern, Journalisten und Politikern, die Strategien gegen die wachsende Zahl von schießwütigen Polizisten und Kriminellen entwickelten. Heute verfügt die Organisation über tausend bezahlte Mitarbeiter und dreitausend freiwillige Helfer, die mehr als fünfhundert Projekte in 354 Favelas betreibt, darunter Sportprogramme für 300.000 Kinder, Schulabschlüsse für 25.000 Jugendliche und Aktionen, bei denen 100.000 illegale, von der Polizei konfiszierte Waffen öffentlich mit einem Bulldozer zerstört wurden. *veröffentlicht in „brand eins“ feb/2004 Vivafavela – Ein Armenviertel online*

Die Armenviertel von Rio de Janeiro waren bisher medienfreie Zonen. Reporter trauten sich nicht hinein, für eine eigene Lokalzeitung fehlte das Geld. Das Internetportal Vivafavela füllt nun die Lücke.

Den langen Kerl hatte es bei einer Schießerei mit der Polizei

in der „Stadt Gottes“ erwischt. Ein Opfer mehr, der auf dem staubigen Pflaster des Armenviertels im Norden Rio de Janeiros verblutete. Der Mord wäre schnell vergessen gewesen, wenn Tony Barros nicht die Schießwut der Polizei mit seiner Kamera dokumentiert hätte. Um den Beweis zu kassieren, jagten ihn die Beamten durch die Gassen des Viertels, doch schließlich konnte er sich im Gemeindehaus verschanzen, vor dem eine aufgebrauchte Menge die Polizei am Eintritt hinderte. Am folgenden Tag prangte das Foto nebst Bericht auf Seite eins der Internetzeitung „Vivafavela“, zu deutsch „Es lebe die Favela!“ Eine exklusive Meldung, denn die großen Medien Rio de Janeiros erwähnten den Mord nicht. Ihre Reporter trauen sich nicht in die Armensiedlungen und beziehen ihre Informationen stattdessen von der Polizei – bei solch einem Vorfall kaum eine zuverlässige Quelle. Als jedoch Polizisten vor einigen Monaten vier unbescholtene Bürger mit Dealern verwechselten und erschossen, zwangen die Berichte von Vivafavela das Justizministerium, eine Untersuchungskommission einzusetzen. Damit waren auch die großen Medien verpflichtet, das Thema aufzugreifen. „Wir wollen die Bewohner der Favelas ins mediale Zeitalter integrieren“, sagt Chefredakteurin Cristiane Ramalho, 40, die zwanzig Jahre lang für große Zeitungen Brasiliens gearbeitet hat. „Sie brauchen nicht nur Medikamente und Nahrung, sondern auch Informationen und gute Unterhaltung.“ Eine Zeitung aus Papier wäre zu teuer gewesen. Also wählte Vivafavela das Internet als Medium. Zehn Korrespondenten und fünf Fotografen berichten aus den Favelas, in denen sie leben und aufgewachsen sind. Eine Redaktion professioneller Journalisten im Zentrum Rios redigiert die Texte, wählt Fotos aus und gestaltet das Layout fürs Netz. Mit Erfolg. Immer öfter greifen die überregionalen Medien auf das Korrespondenten-Netz von Vivafavela zurück. Die Tageszeitung „O Dia“ übernimmt regelmäßig Artikel, ein Dutzend Medienleute ruft jede Woche bei Cristiane Ramalho an, um Informationen aus den Favelas zu bekommen: Wieviele Leute sind bei der Schießerei gestern umgekommen? Waren auch Kinder unter den Opfern? Haben die Polizisten zuerst geschossen oder die Dealer? Selbst eine italienische Zeitung griff auf die Dienste von Vivafavela zurück, um nach dem weltweiten Kinoerfolg von „City of God“ aus der gleichnamigen Favela zu berichten. „Eine eigene Recherche ist für Außenstehende viel zu zeitaufwendig“, erklärt Cristiane Ramalho: „Ein ortsfremder Journalist kann nicht einfach in eine Favela hineingehen. Er braucht das Vertrauen der Siedlungsgenossenschaft, die sich wiederum bei den Drogendealern absichert.“ Wer es ohne Rückendeckung versucht, lebt gefährlich. Vor einem Jahr folterten Drogenhändler den Fernsehjournalisten Tim Lopes zu Tode. Er hatte sich in der Favela Alemão als Drogenkonsument ausge-

geben und versuchte mit versteckter Kamera einen Deal zu filmen - bis einer der Dealer das rote Lämpchen des Batterie-kastens in seiner Tasche entdeckte. Ein Aufschrei ging nach dem Tod des Journalisten durch die Medien, Berichte über den Morast aus Drogen und Waffen in den Favelas füllten die Blätter. „Andere Themen haben keine Chance,“ sagt Cristiane Ramalho. „Die Brasilianer glauben deshalb, dass jeder Faveleiro im Drogenhandel mitmischt. In Wirklichkeit sind es nur zwei Prozent.“

#### Tilman Wörtz: Vivario – Long Live the Favela!

Nowhere do so many people get shot as in Brazil: four thousand last year alone. Just behind Rio's dream beaches, war rules. In the district of Cantagalo, once a bloody, fought-over stronghold of the drugs mafias, the organisation Vivario has succeeded in stopping the murders.

Hour after hour, Eduardo sits at the window and stares out at the houses and shanties covering an egg-shaped hill. A few alleys further, next to the junk shop blaring samba music, he often met friends to smoke weed and impress girls with his new Nikes or a pistol. On the roof terrace, only a stone's throw away, he painted a Brazilian flag to celebrate Brazil's reaching the World Cup finals. When the game was over, Brazil had lost to France, and the 17-year-old lay flat on his back for good. Police, firing at random, had stormed Cantagalo after a bank robbery in nearby upscale Ipanema. A bullet severed his spinal cord. That was six years ago. Since then, his scabby legs hang motionless from his slender body. A catheter leads from dingy boxer shorts to a urine collection bag under the bed. Next to it lies a package of diapers. There is no book on the nightstand – he is illiterate – just an overflowing ashtray.

“I was lucky,” he says softly. Almost all of his friends have been shot to death, including his best friend Jolo, rubbed out by a competing cocaine dealer. Two years ago it was four friends in a single shooting. They, too, were drug dealers. “They were found on a roof, each with a single shot to the back of the head,” Eduardo says. The police were judge, jury, and executioner. From his window he could overhear domestic disputes and watch his neighbors descend into the wealthy section to set cars on fire, break windows, and loot businesses.

With so many dying, it took the organization Vivario to bring something resembling peace to Cantagalo. Vivario emerged ten years ago with a mission to end the violence in Brazil's cities. The immediate cause was a massacre of street children by police in front of the Candelaria church. Local shopowners ordered and financed the bloodbath because they were an-

noyed by the children's begging.

Rio's slaughter of the innocents was a wake-up call for researchers, businesses, artists, journalists, and politicians to begin developing strategies to reduce the growing number of trigger-happy police and criminals. They founded Vivario, organized funding, and named the anthropologist Rubem Cesar Fernandez as director. By virtue of its broad public support, Vivario was able to reach every social niche in the city, from drug dealers to cabinet ministers. Today the organization boasts 1,000 employees and 3,000 volunteers. They run projects in 354 favelas, including sports for 300,000 children and high school diploma tutoring for 25,000. They organized the public destruction, by bulldozer, of some 100,000 weapons confiscated by police.

To bring peace to Cantagalo, Vivario organizers decided two years ago, they had no choice but to apply every successful project model they knew to every sore spot in the favela: police, youth, law, culture, and politics.

Precinct House XI, Cantagalo. Sergeant Vidal, 34, faces a room full of military policemen, 16th batallion. Their automatic weapons are resting on chairs, but not their bulletproof vests or pistols. They give the commander their full attention. Sergeant Vidal lisps. He has a little pot belly and a pimple on his nose. He turns on the TV. The screen displays a graphic in the shape of a flight of stairs. It is meant to convey that conflicts can not only be solved with violence, but also verbally. “The next step is to threaten violence. Only then do you try the last step, using violence,” he lisps. “Do you understand?”

A massive MP with a brush cut wrinkles his forehead. He cracks his chewing gum and says, “When things get nasty, there's no time for conversation!”

Sergeant Vidal is prepared for the objection. “If you're in danger, you can open fire. But retreating is sometimes better, especially if innocent people might be injured in a shooting.”

The sociologist Veronica dos Anjos sits in the last row. She nods in agreement. Through arrangement with Vivario, she has trained Sergeant Vidal and almost 4,000 of his colleagues in “Improved Community Relations in Practical Police Work.” She is testing to see how well he has retained the information. The officer has learned his lesson. “Think about it! Only two people out of every hundred in the favelas is involved in drug dealing! The vast majority are honest folk just trying to



get by, like you and me.” With this final warning, he releases them to the streets. Their beat curves down a steep cobblestone street. From somewhere in the maze of alleyways, fireworks climb into the sky: drug dealers’ lookouts, warning them that the police are on their way.

His old unit avoided the shadier corners of its precinct. They might storm them to stop large-scale shootouts between opposing elements of the drug mafia, or when citizens of the neighboring white middle-class neighborhoods were unnerved by muggings, but otherwise they were off limits. Mafia sharpshooters perched on the roofs fired on police the minute they appeared. Sergeant Vidal knows what it’s like to be a bullseye labeled “Policía” for public target practice. And he knows what it’s like to fall into an ambush. He took a bullet in the back of his right knee. After Vidal’s unit fought its way to its goal inside the favela, the dealers would take cover and wait for the retreat. Then the game could begin all over again.

In Cantagolo, his workday is different. He keeps watch with 16 colleagues day and night. It costs the city more, but saves lives. Their task is to show presence. They should become part of the community, hindering crime instead of responding to it. The idea of “community policing” that Vivario director Rubem Cesar Fernandez persuaded the city government to adopt originated in the U.S.

On Vidal’s desk lies a letter of complaint. The inclined railway has broken down again. As a result, students are loitering on the streets instead of riding to school. Sergeant Vidal contacted the city yesterday to demand the railway be repaired. Now he strolls along a few feet behind the patrol, his hands clasped behind his back, his belly poking out. He sorts out a small traffic jam in a tight curve and says hello to two passing students. He remembers them from talks he gave on civics and sexually transmitted disease. He gestures at the surrounding houses: “There’s nobody here anymore walking around with a weapon in his waistband.” Before community policing came to Cantagolo, that was different. He remembers his colleagues’ laments: “Vivario has no clue. If we walk in there, we’ll be dead.” Seventy of the 100 policemen assigned to the project quit the force, afraid of how the drug cartels might react.

Like other favelas, Cantagolo lived in de facto anarchy: no police, no courts, no hospital, and for a long time neither sewers nor paving. Those were ideal conditions for a cocaine depot on the road from Colombia to the U.S. Vivario’s first partners were local churches and a town committee. The deal

was: You get sewers and paved streets from the city and education and training from us. In return, you accept community policing. Sergeant Vidal was convinced that de-escalation made him safer. He didn’t resign like his colleagues, who were replaced over time with volunteers. His unit was held to one decisive tabu. They would not attempt to stop the flow of drugs. “There’s too much money at stake. But we can reduce the violence that starts with the drug dealers.” In Sergeant Vidal’s opinion, the compromise has worked well. “Since we’ve been here, there have been no more murders, neither of dealers nor of police.”

Hardly anyone pays attention to the passing patrol. A mother hangs laundry on a line at her window while her children play ball in the street. Merchants offer rice, beans, candy, pretzels, liquor, or plastic toys from wooden stands. The street smells of fish and rotting fruit. Drumming blares from a boom box. A few men sit on a low wall and toss some sort of effervescent tablets into a cola bottle. It’s Douglas Rufino’s turn. He is 21. He looks on with boredom as the foam overflows. Two of his friends smell of alcohol. All four are unemployed.

His naked torso ripples with muscle. He stands and walks up a steep path, his shower shoes slapping rhythmically against the ground. In Vivario’s statistics he is in the highest risk group: male, between 14 and 25, no diploma. In Rio, 1.3 million people have failed to graduate from eighth grade. They have very poor chances of finding work. Douglas knows nothing of the statistics, but he knows the life behind them. The friends he just left behind have often invited him to join in a robbery. Occasionally he followed them down the hill into the city. He was terrified. But they’re his friends, his beach and soccer buddies.

Douglas doesn’t want to play along anymore. Instead of robbing shops, he prefers to ask if they might have work for him. Generally they don’t. Getting ahead is impossible without connections. His mother has put in a good word for him at a private security firm where she sometimes does cleaning work. Will they trust him – with his address?

The highlight of his life was the army. He liked the discipline. At 14 he was already working in the stockroom of a five-and-dime to support his family. In his free time he learned perfect jiu-jitsu – his cauliflower ears are proof. He wanted a career in the military. But so do a lot of people. Without a diploma, his chances were smaller than the bits of meat in his Friday-afternoon feijoada.

Douglas strolls past the police station to a glass and concrete building that clings in a broad arc to the hill called “Morro,” high over Rio de Janeiro. The building was originally intended to be the Hotel Panorama, with a view of the sea, the granite outcroppings, and the beach of Ipanema. There was to be no exit to the favela. Guests would reach the hotel by elevator from Ipanema in only 30 seconds. But the investors ran out of money. The city seized the building and gave it back to the Morro.

Now the Hotel Panorama has a broad entrance that faces Cantagolo. On the two top floors, children from the favela learn math and reading. The two floors under them are occupied by Vivario. Children’s voices mingle in the hallways with the instructions of a dance teacher and the tapping of ping pong balls. Youth play volleyball on a terrace lined with a net to keep balls from flying off into space. Nearby a whistle shrills. Bodies splash through the water, swimming at top speed. An adult wears a T-shirt that labels him “Professor.” Vivario hired physical education teachers to keep children from choosing the recreational activities formerly preferred by Douglas and Eduardo. Two thousand of them participate every day.

Douglas shuffles down the hall to the library. Edvis, 15, and Camila, 14, sit with the teacher Anna-Paula at a table and cut out photographs from Norwegian tourist brochures. They glue them to a big sheet of paper, writing in the margins all they have learned about this odd land of trolls and bright wooden houses. In a week the king of Norway will be visiting the project in the Hotel Panorama. “Prince Charles was already here,” Camila says defiantly. She is tired of cutting and pasting. She would rather surf the Internet on one of the 32 computers presented to Vivario by the Brazilian postal service.

Douglas descends a broad stairway to his classroom and stashes his backpack under a seat to wait until the math teacher begins class. Books and films on history, literature, geography are all gratis. “Length times width equals area,” he notes. When he doesn’t understand the drawings in his notebook, the wrinkles on his forehead give him away. He wants to pass the test in the next two months, and then use his certificate to apply for jobs, “Anything, I don’t care what.”

Vivario’s job database regularly compares his resumé with newspaper advertisements. If an ad fits, Vivario arranges first contact. That counts in Rio as a reference. After all, many well-known firms, media figures, politicians, and researchers

are on its board of directors.

Douglas has also applied for work directly with Vivario. The wealth of projects in the Hotel Panorama confused him enough that he turned in his application to the wrong office – the tiny legal office, accessible via a narrow hallway and two flights of stairs, deep in the bowels of the concrete colossus. All Cantagolo has gotten word that the staff there can resolve disputes without weapons. A dozen people are waiting on benches outside the office. The space behind the wooden partition is the only one in the favela where legal books are to be found, even if they are a bit battered. “Next,” calls out the law student Taiana Felix, a volunteer. The client who barges in has a complex pattern of braids, a snub nose, and large eyes. Behind her comes her brother, short nappy hair, gap-toothed, same nose. The sister is exploding with rage. “It’s unbearable! They live like pigs! They have to pay to put up a wall. And if they threaten to kill me one more time, I’m calling the police. Drunks! Cokeheads!” Her brother replies, alcohol slurring his words. Taiana asks for calm, to no effect.

But Taiana doesn’t give up. She knows how important it is for the siblings to reach an agreement. One of them might have good contacts to a drug dealer, who will solve the problem in his own way. Their conflict-resolution scheme is always the same: threats, then beatings, then a bullet in the leg, and then, if that doesn’t work, in the head.

Taiana pays a house call. On such missions she always takes along the “Community Agent,” Claudio. He has a good reputation in the favela. His very presence is quieting and prompts people to trust Taiana. Vivario has him on salary for this task alone. The sister doesn’t have to tell Taiana which half is hers. Neatly piled dishes in the sink, gleaming tiles, ceramic figures, and flowers mark her territory. On her brothers’ side, the refrigerator is dark with soot and verdigris. The floor is filthy. Electric cords and old blankets lie in the corners. The sister, trembling, lets a load of rhetorical buckshot fly. Her brothers shoot back. It is half an hour before they begin to listen to Taiana. She suggests they put up a wall through the middle of the living room and make a new entrance for the brothers in the rear of the house. “Going to court takes a long time and costs a lot more than a wall,” she tells the sister, who is still shaking with anger. “You inherited your mother’s shop,” she goes on. “You can’t have everything.” No reaction. “Build the wall. You’ll never have to see your brothers again.” The sister twitches one last time and signs the arbitration papers. “We don’t know if the agreement will hold,” Taiana says. “But sometimes the voice of reason is enough to make

people open to compromise.”

The story doesn't make Vivafavela, the web site that chronicles the doings of the shantytowns. Its correspondent in Cantagolo, Rita de Cássia, 40, applies strict criteria in her choice of themes. She hunts down stories in a black dress and a huge blow-dry hairdo, today in the Rainbow Beauty Salon. The broad-shouldered boss gets nervous and starts scratching the tattoos on his upper arm as Rita holds up the tape recorder. “What styles do your customers like best?” she asks. Slowly at first, then picking up speed, he tells of permanents, reflex treatments, and “mega-hair” – hair extensions for ten dollars apiece. They hang on the rim of a large mirror that bears the message “Property of Jesus Christ.”

“I write about our dignity, about the feelings in our hearts,” Rita reassures him. Romanticism is her stock in trade. At 13, she was writing love letters for illiterates. The hairstylist voices his support: “The big newspapers only write about murders and drugs in the favelas. They don't care what our life is like. To them we're just criminals, not people.”

Cantagolo has no print newspaper. That would be too expensive. The stylist has never seen Vivafavela, but he has heard about it from neighbors who read it regularly on the networked computers in the Hotel Panorama. Rita shows him a few articles from her archive – Cantagolo's first transvestite, neighbors helping neighbors, last week's soccer tournament, jealous women. “She was here yesterday,” the hairstylist says gleefully, pointing at a photo of a young woman. For the article she had confessed to hitting her boyfriend merely because he spoke to another woman. The hairstylist knows more about her than is written in the article. She is an excellent rapper and boxer. But that a newspaper would write about her – wonderful!

Rita has to rush. In one hour the editorial conference begins at Vivario headquarters. She glides in the elevator from the impoverished world of the Morro 26 floors down to Ipanema, where luxury cars cruise in front of the Palace Hotel, where apartment buildings with doormen in the lobbies are protected by cast-iron barriers and video cameras.

Rua Ipanema runs along the beach. Rita takes the bus past the Copacabana into central Rio, to the Villa Venturoza, a white colonial building with shutters of dark wood and a wrought-iron gate. Three women handle the reception desk, forwarding calls to 300 employees in the capacious offices behind them. Keyboards clatter, the telephone rings con-

stantly, and a French artist explains, complete with hand motions, how she would like to illuminate the statue of Christ on Corcovado Hill all in blue. “La couleur de la paix,” the color of peace, she insists. The correspondents, photographers, and editors of Vivafavela gather around the table in the conference room. “What are our themes tomorrow?” asks the editor-in-chief, Cristiane Ramalho, 40. She worked for large Brazilian newspapers and magazines for 20 years. Now she wants to bring the favelas into the digital age. “The people don't just need food and medicine. They also need information and high-quality entertainment.” The cartoon character Cambito, a boy in a ball cap with the dream of escaping the poverty and violence of the favelas, has a growing fan base, not only in the favelas but also in rich white neighborhoods. The staff can tell by the style of the letters to the editor. Over 12,000 people visit the Vivafavela web site every day.

“The internet lets the poor and wealthy parts of Rio, the favelas and the asphalt, grow into each other,” says Cristiane Ramalho. The daily O Dia regularly brings articles by Vivafavela correspondents. A dozen journalists call Ramalho every week to get information on the favelas. They don't dare go there themselves. Four months ago, when police shot and killed four innocent people after mistaking them for drug dealers, it was Vivafavela's reporting that led to an investigation by a special commission in the Ministry for Human Rights. Larger media came late to the theme.

Rita pitches her story about beauty salons. “Limit yourself to one or two storefronts,” says the editor-in-chief. “Last week we had an article about a soccer game with 22 quotes, one from every player. Almost all of them said the same thing.” But there are so many nice salons, Rita counters. Eventually she gives in. She checks to see if her hair is holding up and says, “They cut my articles too much. I think I'll write a book, a book about the most beautiful favela in the world!”

A dark wooden staircase leads to the third floor of the Villa Venturoza, where Veronica dos Anjos is typing her report on the last police training course and coordinators are evaluating the weeks' cases. The sponsors expect activities to be well-documented. In a niche of the Disarmament Department, however, it is quiet. Vivario's chief lobbyist, Antonio Bandejas, 38, needs quiet to concentrate on persuading congress to strengthen the firearms law, when he's not knocking on their doors in Brasilia. His mane of gray hair falls smoothly down his back. With assurance he pulls a study from a cabinet. “A third of confiscated weapons were originally bought legally and then sold on the black market. Most of them are made in

Brazil. If we stop them at the source, fewer weapons will get into the hands of the drug dealers.” For two years, he and his coworkers examined countless handguns and rifles in police warehouses. They wrote down the serial numbers and compared them with gun licenses – a unique effort. Until now, no city in Brazil other than Rio has allowed anyone to look into its arsenal. Antonio Bandejas can produce a study to suit any client. “Almost 80% of the population thinks plainclothes police shouldn’t be allowed to carry weapons.” That makes politicians think. Business interests, which donate almost half of Vivario’s budget, are most easily convinced by the cost-benefit analysis of violence prevention. “Eight percent of the GNP goes for security. The private sector in Brazil invests 20 million Euros, twice as much as the public sector.” The petroleum giant Petrobrás and industrial associations together give a million Euros annually, making them Vivario’s largest donors.

Numbers are the ammunition in Antonio Bandejas’ battle against the gun lobby, which is said to bribe congressional delegates. But the clincher is his own life. “I know what the bad effects of weapons look like.” He fought against Brazil’s military government as a guerrilla, became an adviser to Allende in Chile, and was on the scene for his violent downfall. He didn’t feel safe again until he had become a professor of political science in Canada.

After 20 years, he returned as a consultant to the government of a greatly changed Brazil. The former guerrilla fighter was now afraid to walk the streets at night. “The weapons and the violence came with the cocaine. Weapons change the nature of a conflict. Without them, the murder rate would be lower. So we need to make weapons dealing more difficult.” His cell phone rings and he digs it slowly out of his white linen pants. “Yes, next week, the protest march in Arancaju – we hope TV Globo will be there, as it was in Rio.” A scriptwriter for Brazil’s most popular soap opera, *Passionate Women*, killed off a main character with a ricocheting bullet from a shootout. Now he wants to shoot on location as the friends of the dead man join a Vivario protest march against private weapon ownership.

“We organized the march,” Antonio Bandejas says exultantly. A bit of vibrato is heard in his otherwise firm bass voice. Around 70 million viewers, rich and poor alike, will see in the next episode of *Passionate Women* how 50,000 demonstrators marched on the Copacabana in the rain. Among them were actors but also genuine victims of ricocheting bullets who, like the former drug dealer Eduardo, are confined to wheelchairs. Some limped on crutches, holding up placards

with Vivario’s demands. Three months later, President Lula signs the weapons reform bill into law. He invites Antonio Bandejas and representatives of other peace organizations to join the solemn ceremony in the presidential palace.

## Wie man Frieden macht

Michael Gleich

Wie man Krieg macht, weiß jeder. Das wussten Menschen schon, als sie noch nicht einmal die Sprache erfunden hatten. Eine Faust oder eine Keule genügte, dazu die Skrupellosigkeit, gegen Artgenossen rohe Gewalt anzuwenden. Mann gegen Mann, Sippe gegen Sippe. Später, mit fortschreitender kultureller Evolution, wurde aus der unbewusst und spontan angewendeten Gewalt der organisierte Krieg. Mit Heerzügen, die von Feldherren gelenkt werden, mit eigens dafür ausgebildeten Armeen, technisch fortschrittlichen Waffen und einem rational definierten Einsatzziel. So paradox es klingt: Krieg ist eine Kulturleistung der Menschheit.

Jetzt muss sie nur noch herausfinden, wie man Frieden macht. Und ihn dauerhaft hält. Das scheint weit komplizierter zu sein. Unmöglich ist es jedoch nicht: Wenn die Menschheit damit nicht bereits ziemlich viel Erfahrung gemacht hätte, gäbe es sie nicht mehr. In endlosen Kriegen und Schlachten hätte sie sich selbst ausgerottet. Viele Gesellschaften verfügen über ein altes Wissen, wie man Konflikte gewaltlos löst, wie man sich versöhnt, wie man Eskalationen verhindert. In Papua New Guinea verhandeln Stämme, nach Beendigung von Feindlichkeiten, über eine Anzahl von Schweinen, die den Blutzoll der jeweils anderen Partei entschädigen soll; manchmal wird die Versöhnung von einem gemeinsamen Schmaus gekrönt. In westafrikanischen Völkern sind es oft die Ältesten, „Les Chefs“, die bei Streitereien zwischen Clans und Dörfern eingeschaltet werden und deren Schiedssprüche von allen Seiten respektiert werden. Die Indianerstämme Nordamerikas befragten weise Männer und Frauen, wenn sie bei einer internen Auseinandersetzung nicht mehr weiter wussten: Spirituelle Autoritäten wurden bemüht, um irdisches Gerangel zu beenden. Keine Kultur auf dem Globus, die nicht Formen von Diplomatie und Palaver entwickelt hätten, Rituale der Besänftigung und Versöhnung, Wege der Wiedergutmachung.

Bis hierher reicht Allgemeinwissen. Wer jedoch genauer wissen will, „wie man Frieden macht“, der stößt auf ein merkwürdiges Phänomen: auf einen großen blinden Fleck. Zwei Institutionen, die als Wissensspeicher in Frage kämen, haben zu dieser Frage wenig beizutragen: die Medien und die Wissenschaft. Journalisten wollen vom Frieden nichts oder wenig wissen. Ihre große Passion ist der Krieg: das Spektakel von Tod und Flucht, die Dramen von Siegern und Besiegten, die gut verkäuflichen Schicksale hungernder und verzweifelter Menschen. Bad news is good news, und Krieg liefert nun mal die schlechtest-besten Nachrichten überhaupt. Sie steigern die Auflagen von Zeitungen, lassen im Fernsehen die Ein-

schaltquoten klettern. So weit, so schlecht, aber auch so verständlich, wenn man weiß, dass die Presse nicht von engagierten Publizistinnen gelenkt wird, sondern von profit-orientierten Kaufleuten.

Völlig unerklärlich ist der blinde Fleck jedoch in der Wissenschaft. Es gibt zwar unzählige Institute, Kongresse, Zeitschriften, Think Tanks und Gremien, die „Frieden“ oder „Sicherheit“ im Namen tragen. Schaut man jedoch genauer hin, über welche Themen dort nachgedacht und geforscht wird, erlebt man eine Überraschung: Die Mehrheit der Friedensforscherinnen erweist sich als Kriegsforscher. Sie wissen jede Menge darüber, warum Gewaltkonflikte ausbrechen, wie lange sie dauern, wieviel sie kosten, welche Rolle welche Akteure dabei spielen. Über den gelungenen Frieden dagegen wissen sie fast nichts. Eine Vermutung ist, dass Wissenschaftler auch nur Menschen sind, die sich eher vom Spektakel anlocken lassen als von stilleren gesellschaftlichen Prozessen. Ein zweiter Grund könnte sein, dass es leichter ist, Aufmerksamkeit zu erlangen und Forschungsgelder einzuwerben, wenn man sich damit beschäftigt, was die Medien dominiert – mit dem Krieg. So beklagt der Hamburger Politikwissenschaftler Volker Matthies zu Recht: „Der Friede gilt offenbar als selbstverständlich, nicht erklärungsbedürftig und nicht berichtenswert.“

Dabei wäre es äußerst verdienstvoll, das Wissen über gewaltlose Konfliktlösungen zu sammeln, zu systematisieren und so aufzubereiten, dass es für jedermann verständlich wird. Denn Konflikte sind nicht die Domäne von Diplomaten, Politikerinnen und Militärs. Konflikte existieren in jedem Bereich der Gesellschaft. Wir erleben sie in der Freundschaft, Liebschaft, Partnerschaft, in der Familie, in der Schule, am Arbeitsplatz, zwischen Unternehmerinnen und Gewerkschaftern, zwischen Parteien. Man kann sagen: überall dort, wo Menschen aufeinandertreffen. Konflikte sind eine notwendige Begleiterscheinung jeglichen sozialen Lebens. Nur Eremiten haben keine Konflikte.

Wenn zwei Menschen mit unterschiedlichen Bedürfnissen und Interessen aufeinandertreffen, und das ist der Normalfall, stehen sie vor der Aufgabe, einen Ausgleich auszuhandeln. Das ist eine Art Naturgesetz menschlichen Zusammenlebens. Konflikte an sich sind nichts Negatives. Im Gegenteil, das Aushandeln von Lösungen war und ist stets eine wesentliche Triebkraft der kulturellen Weiterentwicklung unserer Zivilisation. In deren Verlauf haben wir viele soziale Erfindungen gemacht, Gesetzeswerke erdacht, politische Instrumente perfektioniert, allgemein gültige Menschenrechte in Kraft gesetzt, unsere Fähigkeit zu Gespräch und Disput geschult. Konflikte sind Teil der gesellschaftlichen Dialektik, die Fortschritt fördert.

Doch Konflikte fordern uns auch heraus. Sie verlangen nach dem Besten in uns, um etwas Gutes daraus zu machen. Wir brauchen Bewusstheit, Kenntnis unserer selbst, Einfühlungs-gabe und Redetalent, um ohne Angst einen Konflikt anzugehen, um ihn als Chance zu sehen und konstruktiv reagieren zu können. Alles Fähigkeiten, über die nur wenige Zeitgenossen verfügen. Deshalb ist es kein Wunder, dass die meisten Menschen harmoniesüchtig sind. Meinungsverschiedenheiten gehen sie, wo immer möglich, aus dem Weg. Das Fatale ist jedoch: Erst wenn sie unter den Teppich gekehrt werden, entfalten sie ihre zerstörerische Kraft.

Weil wir sie weder vermeiden können noch verdrängen sollten, müssen wir eine neue Kultur des Konflikts kreieren. Eine, die sich auf konstruktive Lösungen, auf kreative Umformung, auf Win-Win-Situationen, auf Vernetzung und Empathie versteht. Kultur ist ein sehr umfassender Begriff, und genau so ist er hier gemeint. Alle Bereiche und Ebenen sind angesprochen, von der intimen Zweierbeziehung bis zur globalen Sicherheitspolitik. Eine interessante Frage ist dabei, ob es Prinzipien der Konfliktlösung gibt, die auf allen Stufen funktionieren. Ob ein Familienzweist nach ähnlichen Gesetzen beigelegt werden kann wie ein Tarifkonflikt. Ob sich Streithähne auf dem Schulhof mit den gleichen Methoden besänftigen lassen wie Rebellengruppen. Ob eine Mediation zwischen Scheidungswilligen vielleicht Mustern folgt, die sich auch zwischen Bürgerkriegsparteien bewähren.

Von der Wissenschaft ist zu diesen Fragen bislang leider wenig Erhellendes gekommen. Das war einer der Gründe, warum sich Autorinnen und Fotografen zu dem Netzwerk Peace Counts zusammen geschlossen haben, um auf eigene Faust der Frage nachzugehen: „Wie macht man eigentlich Frieden?“ Die Journalisten gründeten das, und schlossen sich mit Pädagogen und Forschern zusammen, um weltweit Erkenntnisse über den „gelungenen Frieden“ zu recherchieren. Denn von wem könnte man besser lernen, als von jenen, die als besonders versiert gelten? Es entstand die Idee, Konfliktlöserinnen zu beobachten und deren Arbeit in Form faszinierender Fotos und Reportagen zu dokumentieren: Frieden als die eigentliche Sensation. Im ersten Buchteil waren elf besonders gelungene Geschichten zu lesen, eine „Best of“-Auswahl. Was sind nun die Schlussfolgerungen aus einer weltweiten Expedition, die in mehr als 25 Konfliktregionen führte und das Wissen ganz unterschiedlicher Kulturen anzapfte?

Die folgenden zehn Thesen sind der inhaltliche Extrakt dieser Erkundungsreisen in Sachen Frieden, das Destillat authentischer Erfahrung vor Ort. Sie haben nicht den Anspruch, wissenschaftliche Studien ersetzen zu wollen; da sollen die Heerscharen von Soziologinnen, Politologen, Ökonomen und Historikerinnen, die sich in den Instituten für Friedensfor-

schung tummeln, bitte zukünftig ihre Hausaufgaben machen. Die Thesen sind bewusst einfach und klar formuliert, unter Verzicht auf Nuancen und Differenzierungen, die mancher akademisch Interessierte vielleicht vermissen wird. Aber dafür haben sie gegenüber wissenschaftlichem Jargon einen unschätzbaren Vorteil: Sie sind verständlich. Sie machen das Wissen erfolgreicher Konfliktlöser einem breiten Publikum zugänglich – als wertvolle Inspirationen für die kleinen und großen Auseinandersetzungen in unserem Alltag.

**1 Friedenstifterinnen haben Visionen. Sie richten ihre Arbeit nach Vorstellungen aus, wie Menschen unterschiedlicher Kultur, ethnischer Identität und Religion zusammen leben können. Sie entwickeln Konzepte für Machtteilung, Interessenausgleich und interkulturelle Kommunikation. Sie formulieren gemeinsame Werte für eine friedlichere Kultur.**

Die Situation in einer Region, in der ein „heißer“ Gewaltkonflikt herrscht, lässt sich mit einem Verkehrsstau vergleichen, der zu allem Unglück noch in eine Sackgasse geraten ist. Die Autos stehen eingeklemmt, keiner kann sich vor oder zurück bewegen. Die Fahrer schreien sich gegenseitig an, Fäuste fliegen, jeder beschuldigt jeden, Schuld an diesem Stau zu sein. Und selbst diejenigen, die Willens sind, die verfahrenere Lage gemeinsam zu beenden, kommen nicht voran, weil es zu viele andere gibt, die sich keinen Zentimeter von der Stelle rühren wollen. Die große Ausweglosigkeit. Wir sehen die dazugehörigen „Stau-Bilder“ täglich in den Abendnachrichten, Gewalt und Gegengewalt in einer endlos erscheinenden Spirale.

Um die Blockaden des Denkens und Handelns aufzulösen, brauchen die Beteiligten zunächst einmal eine starke Vision, die weit über den Tag und das Jahr hinausgeht. Als Motivation dienen attraktive mentale Bilder, die beschreiben, wie Menschen unterschiedlicher Kultur, Interessen, ethnischer Identität und Religion auf einem Fleck zusammen leben können. Von einem Traum oder einer Utopie unterscheidet die Vision, dass sie nicht einen „neuen Menschen“ erfindet, eine abgehobene Wunsch-Wirklichkeit, die den Kontakt zum Hier und Jetzt verliert. Vielmehr basiert sie auf einem Wissen davon, was Menschen leisten können, wenn sie ihre Kräfte auf ein gemeinsames Ziel richten; auf Erfahrungen, wie oft das Unvorhergesehene in den Lauf der Geschichte eingreift und sie in eine völlig neue Richtung lenkt; auf Ahnungen, welche Dimensionen soziale Umwälzungen, politische Revolutionen und technische Innovationen annehmen können. Eine Vision, die fasziniert, löst sich von den Verstrickungen der Gegenwart und setzt ein zusammenhängendes, plausibles Panorama ei-

ner besseren Zukunft dagegen.

Geschichte ist die Geschichte von Visionären. Die großen Religionsstifter gehören dazu, weil sie den Menschen eine Welt ausmalten, in der sie Sinn, Trost und Bedeutung finden werden und wo ihr Zusammenleben von göttlichen Gesetzen geordnet ist. Alleinherrscher wie Julius Cäsar, Dschingis Khan und Adolf Hitler verfolgten die Vision der gewaltsamen Unterwerfung des ganzen Planeten (woran man sieht: Vision ist ein wertneutraler Begriff; das jeweilige Zukunftsbild kann durchaus unmoralisch und unmenschlich sein). Politische Visionäre wie Marx und Engels entwarfen das Bild einer klassenlosen Gesellschaft, in der die Ausbeutung und Sinnentfremdung des Menschen aufgehoben ist. Unternehmer wurden immer dann zu historischen Persönlichkeiten, wenn ihre Vorstellungen weit voraus eilten: Henry Ford mit seiner Vision „Jeder fährt Auto“ (zu einer Zeit, als Fußgänger und Pferdekutschen das Straßenbild beherrschten), oder Bill Gates, der kleine Personal Computer in jedem Haushalt voraussah (zu einer Zeit, als sich die Bosse etablierter Firmen nur Großrechner für verkaufbar hielten). Große Humanisten wie Florence Nightingale, Mahatma Gandhi und Martin Luther King, die für fundamentale Menschenrechte eintraten (zu einer Zeit, als eben diese Rechte und geächtete Gruppen von Menschen buchstäblich mit Füßen getreten wurden).

Geschichte wird von Visionären gemacht. Sie bewegen mehr als andere Menschen, weil sie mit ihren Ideen viele andere Menschen bewegen – wobei wir wieder beim Bild vom Stau und der Sackgasse wären. Visionärinnen weisen Auswege, indem sie sich von dem lösen, was ihre Zeitgenossen für unabwendbar halten und fatalistisch hinnehmen. Zu epochemachenden Figuren werden sie allerdings nur, wenn ihr Funke überspringt, wenn ihr Charisma mitreißt, wenn sie eine Massendynamik auslösen.

Überprüfen wir die These von der Macht des Visionären an einem Brandherd, an dem bisher alle Versuche scheiterten, aus der Konfliktsituation herauszukommen: am Nahen Osten. Seit mehr als 50 Jahren sind Israelis und Palästinenser in blutige Kämpfe verstrickt. Dass für Israel/Palästina durchaus Visionen für einen dauerhaften Frieden existieren, wirkt auf den ersten Blick wie ein Widerspruch zum vorher Gesagten; fast alle Politikerinnen aus der EU, den USA und Russland, die sich von außen in den Konflikt eingeschaltet haben, teilen die Vision von zwei souveränen Staaten, die als Nachbarn friedlich zusammenleben. In der „Roadmap to Peace“ ist dieses Zukunftsbild und die Schritte dorthin detailliert ausgemalt worden. Die Frage ist: Warum bewegen sich die Konfliktparteien dennoch nicht?

Die Antwort lautet: Weil der Funke der Vision bisher eben nicht übergesprungen ist. Es handelt sich um ein Konzept, das

Europäer und Amerikaner zu faszinieren vermag – die tonangebenden Israelis und Palästinenser jedoch nicht. Man kann noch weiter gehen und sagen, dass die Israelis beispielsweise diese Vision als bedrohlich empfinden. Der Kampf gegen die Araber eint ihre Gesellschaft, die im Inneren voller Brüche und Spannungen ist. Säkulare Juden gegen orthodoxe, fundamentalistische Juden, russische Einwanderer gegen äthiopische, eine bedrohliche Kluft zwischen Arm und Reich. Träumen wir für einen Augenblick: Was wäre, wenn – plötzlich der Frieden ausbräche? Freundlich winkende Araber als Nachbarn in einem demokratischen Palästina? Dann müsste sich Israel zum ersten Mal in seiner Geschichte ernsthaft überlegen, welchen Staat es für sich selbst will, was die Identität dieser Nation ist. Es gälte, Wege zu finden, um zu verhindern, dass sich verfeindete Gruppen innerhalb Israels gegenseitig zerfleischen. Und man müsste Verwendung für all die Soldaten, Waffen und Rüstungsfabriken finden. Die militärischen Strukturen, die das Land prägen, müssten in zivile umgewandelt werden. Angesichts dieser gigantischen Aufgaben erscheint dieser Gesellschaft offensichtlich die Eskalation von Gewalt, so bizarr das klingt, als das kleinere Übel. Ähnliches gilt für die andere Seite: Auch die Palästinenser bauen ihre nationale Identität zu einem großen Teil auf die Feindschaft zu Israel. Was, wenn sie dieser Feind „in Frieden“ lässt? So fehlen auf beiden Seiten politische und geistige Führer, die durch ihr persönliches Beispiel und ihre Überzeugungskraft der Vision von fairer Koexistenz in Nahost Strahlkraft verleihen könnten.

Weil die große Politik in Konfliktregionen oft versagt, bekommen Initiativen und Menschen der so genannten Zivilgesellschaft zunehmend Bedeutung, die Friedensmacher „im Kleinen“. Sie finden sich mit der scheinbaren Ausweglosigkeit der Lage nicht ab, finden die Kraft, aus der Spirale der Gewalt auszuscheren. Sie schaffen es, sich immer wieder neu zu motivieren, weil sie an ihre persönlichen Visionen glauben. Als der Tamile P.N. Narasingham sein bisheriges Leben verließ, hatte er stets ein Bild vor Augen: „Eine Farm, eine friedliche Oase auf dem Lande, wo es keine Rolle spielt, ob du Singhalese oder Tamile bist, wo Menschen und Tiere zusammenleben.“ Der ehemalige Asylbewerber reiste in seine vom Bürgerkrieg verwüstete Heimat im Norden Sri Lankas. Teil seiner Vision war, dass ein einzelner Mensch sehr wohl etwas bewirken kann. Er fing an, Häuser für Kriegswitwen und –waisen zu bauen. Erst zehn, dann 65, danach kleine Dörfer für hunderte Familien. Hinzu kam eine Schule für Gehörlose, ein Straßenkinder-Projekt, eine Ökofarm und die Nothilfe für die Opfer der Flutkatastrophe Weihnachten 2004. SEED nannte Singham seine Organisation, und die Saat der Vision ging auf. Auch die Idee des Japaners Yoshioka Tatsuya schien anfangs

reichlich verwegen. Er war Anfang 20, noch Student und entsprechend mittellos, als er begann, für sein Konzept „Peace Boat“ zu werben. Anlass war eine Reform der Geschichtsbücher. Alle hatten erwartet, dass darin nun endlich die japanischen Verbrechen während des Zweiten Weltkriegs aufgearbeitet würden, etwa die Verschleppung und massenhafte Vergewaltigung koreanischer Frauen. Nichts dergleichen geschah, die Bücher verschwiegen die Gräueltaten nach wie vor. Yoshioka beschloss: „Wir müssen nach Korea fahren und den Menschen dort sagen: Nicht das ganze Land leugnet seine Verantwortung – wir jungen Japaner sind anders!“ Zusammen mit einigen Freunden charterte er ein Schiff und dampfte nach Korea, um sich mit dortigen Friedensaktivisten zu treffen. Aus dieser ersten Mission wurden weitere, das Schiff größer, die Passagen länger. Heute umrundet das Peace Boat, ein gewaltiger Ocean Liner, dreimal im Jahr den Globus. Als Botschafter des Friedens, für humanitäre Einsätze, als schwimmende Universität, in der bis zu 1000 Passagiere Konflikte und Lösungen studieren. Seit 20 Jahren segelt das Projekt ständig hart am finanziellen Schiffbruch vorbei. Dass sich jedoch auch immer wieder Freiwillige Helfer und finanzielle Unterstützer finden, liegt, so meint Yoshioka, „an der Faszination, die unsere Vision ausübt: Sie zieht interessante Persönlichkeiten an wie ein Magnet.“

Ein Kennzeichen erfolgreicher Friedensmacher ist, dass sie ihre Projekte langfristig anlegen. Sie wissen: Vertrackte Konflikte lassen sich mit kurzatmigem Aktionismus nicht lösen. Die Vision, die sie entwickeln, dient ihnen auch als Navigator durch die Niederungen des Alltags, als das Licht am Ende des Tunnels, nach dem sie sich orientieren. So setzt der Benediktinerabt Benedikt Lindemann, der das deutsche Kloster in Jerusalem leitet, dem hektischen Kriegsgeschrei im Heiligen Land eine Seelenruhe entgegen, die sich aus Gottvertrauen, Meditation und einer starken Gemeinschaft speist: „Politisch sind wir in diesem Konflikt neutral. Als Christen stehen wir jeweils auf der Seite der Schwachen, der Opfer.“ Seit mehr als hundert Jahren harrt die kleine Schar der Benediktiner auf dem Berg Zion aus, direkt an der alten Stadtmauer, die Juden und Araber trennt. Und, da ist der Abt sich völlig sicher, „wir werden auch in den nächsten hundert Jahren hier sein und für den Frieden beten und arbeiten“.

**2 Erfolgreiche Friedensstifter haben Ähnlichkeiten mit Unternehmern, im besten Sinn. Sie besitzen einen starken Willen, um vor den sich auftürmenden Problebergen nicht zu resignieren. Sie müssen gute Manager sein, über Verhandlungsgeschick verfügen, Geduld und Ausdauer besitzen.**

Was nützt die schönste Vision, wenn man sie nicht verwirklichen kann? Eine wichtige Voraussetzung dafür, um nicht bei netten Gedankenspielen stehen zu bleiben, ist ein starker Wille, das Vertrauen in die eigene Kraft. Die Mehrheit der Menschen lebt im Konjunktiv: Sie könnten, sollten, müssten... Für diese weit verbreitete Haltung wurde der ironische Begriff Gutmensch geprägt: Er meint es gut, und er meint, dass das dann auch reicht.

Dagegen sprechen erfolgreiche Friedensstifter im Indikativ aktiv: Ich helfe, ich mache, ich will. Sie packen die Dinge an, ohne sich lange mit dem Jammern über das Elend dieser Welt aufzuhalten. Ihnen eignet eine gehörige Portion Optimismus und eine Beharrlichkeit, die jedes auftauchende Problem als sportliche Herausforderung nimmt, der Mut, ein Risiko einzugehen, um seine Ziele zu erreichen. Darin ähneln sie echten Unternehmern, Persönlichkeiten, die losgehen und ihre Ideen verwirklichen.

Das erstaunt die Peace Counts-Reporter immer wieder aufs Neue: Inmitten von Trümmern, Flüchtlingen, Minengebieten und Guerilla-Attacken treffen sie Menschen, die sie mit strahlendem Lächeln begrüßen. Die, obwohl sie jeden Grund für düstere Gedanken hätten, eine Zuversicht ausstrahlen, die ansteckend wirkt. Pater Giovanni Presiga ist so ein Mensch. Sein Kirchsprengel liegt in der Nähe der kolumbianischen Metropole Medellín, die von der Drogenmafia und täglichen Gewaltakten beherrscht wird. Die Dörfer, die Giovanni betreut, werden immer wieder von Bewaffneten geplündert: mal von Rebellen, mal von Armee-Soldaten, mal von Paramilitärs. Seine Schäfchen sind Campesinos, arme Bauern, die oft von der Hand in den Mund leben, jedenfalls von dem, was ihre Felder hergeben. Doch was erzählt der Padre, als er bei einem Besuch in Deutschland seine Heimat beschreiben soll: „Wissen Sie, Kolumbien ist ein wunderbares Land, mit großartigen Landschaften warmherzigen Menschen. Irgendwann werden wir Frieden haben, dann werden wir die Welt von dieser Schönheit überzeugen.“

Auf seine eigentliche Funktion als Seelsorger mag sich Padre Presiga nicht beschränken. „Die Menschen hier brauchen sicher meinen geistlichen Rat und Trost. Aber sie brauchen auch etwas zu essen. Vor allem brauchen sie Schutz vor den ständigen Übergriffen.“ Für seine Leute wurde der Pater zum Unternehmer. Er baut Kooperativen auf, die neue, verbesserte Anbaumethoden einführen, um die Ernten zu steigern. Gemeinsam mit den Bauern entwickelt er Marketingkonzepte, um mehr Geld in die Kassen der Gemeinde zu bringen. „Nur wenn die Dörfer auch wirtschaftlich stärker werden, können sie sich gegen die Guerilla wehren.“ Seinen fast grenzenlosen Optimismus und Aufbauwillen bezieht Giovanni Presiga aus seinem Glauben an Gott – das Leiten von Projekten dagegen



musste er mühsam lernen. Spendengelder beschaffen, Budgets beschließen, Controlling, Bilanzen. Seine Erfahrung: Die Firma Frieden braucht gute Manager.

**3 Friedensstifter analysieren die Hauptursachen des Konflikts. Daraus leiten sie Lösungsstrategien und geeignete Methoden ab. Sie kennen die ökonomischen, politischen und historischen Beweggründe der Akteure. Sie wissen um Handlungen und Symbole, die andere als provokativ oder bedrohlich empfinden, und vermeiden sie.**

Wir kommen zu einer der schwierigsten Aufgaben für jemanden, der sich in Friedensprozessen engagiert. Bevor man in Aktion tritt, muss man herausfinden: Worum geht es hier eigentlich? Das ist ungeheuer schwierig, aber unerlässlich, wenn man nicht genau am falschen Ende ansetzen will. Konflikte stellen sich oft als ein schier unentwirrbares Knäuel aus Tätern und Opfern auf beiden Seiten dar, aus einem langen Geschichtsverlauf von Angriffen und Verteidigung, aus miteinander verflochtenen Akteuren jeglicher Couleur, aus Seilschaften der Sympathie und fest versponnenen Feindschaften. Dieses Knäuel lässt sich nur entwirren, indem man die Ursachen der Spannungen analysiert. Und erst dann wird ein sinnvoller Handlungsstrang sichtbar.

Oft beruhen Konflikte gleich auf mehreren der folgenden Ursachenbündel:

- Politische: Wo ganze Volksgruppen von der Macht ausgeschlossen, demokratische und Menschenrechte verletzt, Polizisten und Richter bestochen werden, da herrscht ein hohes Kriegsrisiko
- Ökonomische: Kampf um Ressourcen wie Erdöl, Coltan, Uran, Gold, und um die Nutzung von Wasser und Boden; Inflation und wirtschaftliche Stagnation
- Soziale: Armut, Hunger, Arbeitslosigkeit, Analphabetismus, Diskriminierung von Frauen
- Ethnische: Hutu gegen Tutsi, Hindus gegen Muslime, Protestanten gegen Katholiken. Allerdings sind nicht wenige Forscher der Meinung, dass es hier nur oberflächlich betrachtet um Hass auf andere Gruppen und in Wirklichkeit um Macht- oder Ressourcenteilung geht
- Historische: Unbewältigter alter Streit gebiert neuen; Länder, die bereits unter einem Bürgerkrieg gelitten haben, tragen laut einer Studie der Universität Oxford ein fast doppelt so hohes Konfliktrisiko wie solche, in denen bisher Frieden herrschte.

Wer durch sein Engagement die Dinge nicht schlimmer machen will, als sie es sowieso schon sind, sollte diese Ursachen

sauber analysieren können. Konflikte lassen sich mit einer Krankheit vergleichen, die schleichend beginnt, dann voll ausbricht, sich zu einem fiebrigen Höhepunkt steigert, irgendwann abklingt. Eine sorgfältige Diagnose ist die Grundlage jeder gelungenen Therapie.

Eine Gefahr liegt – bei Krankheiten wie Konflikten – darin, bloße Symptome mit tieferliegenden Gründen zu verwechseln. In vielen Bürgerkriegsregionen gehört es zu einem mit Ausdauer vollzogenen Ritual, die jeweils andere Seite zu beschuldigen, den ersten Stein geworfen zu haben. Wenn man sich selbst als Opfer stilisiert, ist man moralisch freigesprochen und kann umso skrupelloser seinerseits Gewalt ausüben. Das erinnert an den Geschwisterzwist im Kinderzimmer: „Er hat angefangen!“ – „Nein, sie!“ – „Er hat mich zuerst geschubst.“ – „Sie hat zuerst meinen Turm kaputt gemacht.“ Und so weiter. In Konfliktregionen wird dieses Spiel teilweise seit Jahrhunderten gespielt, mit dem Ergebnis, dass sich alle ausschließlich für Opfer halten und sich Außenstehende wundern, wo eigentlich die Täter herkommen. Mit anderen Worten: Für einen Konfliktlöser ist es müßig, die Kette von Gewalt und Gegengewalt bis in Urzeiten zurückzuverfolgen, um irgendeine Schuldfrage zu klären. Er muss vielmehr herausfinden, was den Konflikt gegenwärtig befeuert, wer die Akteure auf der Bühne und die Fädenzieher im Hintergrund sind, was Ängste und Ziele sind. Daraus kann er Strategien für die eigene Arbeit ableiten.

Im südafrikanischen Center for Conflict Resolution (CCR) wird diese Fähigkeit zur Analyse planvoll weiterentwickelt. In Kapstadt ansässig, gilt das CCR als Denkfabrik mit internationalem Renommee. Es betreibt nicht nur Forschung, sondern bildet auch selbst Vermittler und Konfliktlöser aus. Das Institut wurde in den Sechziger Jahren gegründet und hat die jüngste Geschichte Südafrikas hautnah miterlebt. Das grausame Apartheid-Regime, die Menschenrechtsverletzungen, den schwarzen Widerstand, schließlich den überraschend unblutigen Übergang zu einer funktionierenden Demokratie. Leidvolle Erfahrungen wurden hier verarbeitet und in etwas Positives verwandelt: Das CCR stellt das gesammelte Wissen der Südafrikaner über Gruppenkonflikte und deren Lösung zur Verfügung, um anderen zu helfen. Schlichtung als Exportschlager: Mediatoren des CCR werden bei Grenzkonflikten im südlichen Afrika genauso zu Rate gezogen wie bei Kämpfen zwischen rivalisierenden Jugendbanden in den Townships bei Johannesburg. Sie schulen die Mitarbeiter von Unternehmen genauso wie die Freiwilligen des Roten Kreuzes. Ihr Credo: Konflikte gibt es überall, es kommt nur darauf an, sie richtig zu analysieren und kreativ mit ihnen umzugehen.

**4 Friedensstifter sind gute Netzwerker. Sie arbeiten mit den**

unterschiedlichsten Akteuren zusammen, frühere Kombattanten, Friedensbewegte, Entwicklungshelfer, Unternehmer, Nichtregierungs-Organisationen genauso wie Regierungsmitglieder, lokale Behörden ebenso wie multinationale Organisationen.

Die jungen Leute in den weißen T-Shirts gehen direkt in die Höhle des Löwen. Die Höhle heißt Medellín, Kolumbiens Kokain-Metropole, die Löwen sind die Bosse und Bediensteten der Drogenkartelle, und wer sie reizt, wird nicht selten mit dem Tod bestraft. Auf den ersten Blick besitzen die jungen Leute keinen anderen Schutz vor dem Zorn der Löwen als ihre weißen T-Shirts. Die Freiwilligen der Peace Brigades International (PBI) mischen sich in den kolumbianischen Bürgerkrieg auf eine sehr spezielle Weise ein: Als menschliche Schutzschilder begleiten sie Umweltschützer, Gewerkschafter und Friedensaktivisten, um sie vor Attentaten durch Drogenkiller, Paramilitärs, Regierungssoldaten oder die Guerilla zu bewahren. Zwischen sechs und zwölf Monate engagieren sie sich, absoluter Gewaltfreiheit verpflichtet, Schutzengel irgendwo zwischen Gandhi und Bodygard.

In Wirklichkeit schützt sie nicht das weiße Hemd mit dem PBI-Logo, sondern ein weitverzweigtes Netzwerk. Die Friedensbrigadisten dokumentieren täglich die Wege ihrer Mandanten durch Medellín. Jede persönliche Bedrohung, jede verbale Attacke wird protokolliert. Die Freiwilligen vor Ort sind mit der Zentrale in London verbunden, und die wiederum mit Agenturen, Zeitungen und Radiostationen in aller Welt. Diese Vernetzung mit internationalen Medien und Organisationen ist auch in Kolumbien bekannt, dafür sorgt PBI. Insofern signalisiert das weiße T-Shirt: Achtung, wir sind die Augen und Ohren der Weltöffentlichkeit! Wenn ihr unsere Schützlinge bedroht oder angreift, hängen wir das an die größte Glocke, die ihr euch vorstellen könnt!

Ein Netzwerk als Alarmanlage: Mit dieser Methode arbeitet PBI erfolgreich auch in Indonesien, Mexiko und Guatemala. (siehe [www.peace-counts.org](http://www.peace-counts.org) unter „best practice“).

Mit Hilfe der neuen, elektronischen Medien deuten Friedensmacher den altbekannten Satz „global denken, lokal handeln“ um: Sie handeln lokal, aber sie vernetzen sich global mit Unterstützern und Verbündeten. E-Mail, Internet und Mobiltelefone helfen ihnen, Informationen schneller, über größere Entfernungen, an mehr Teilnehmer als je zuvor zu senden. Ein Nebeneffekt ist, dass es aufgrund der immer dichteren Datenetze den Kriegstreibern schwerer gemacht wird, Menschen mit Propaganda gegeneinander aufzuhetzen. Denn wie produziert man auf effektive Weise Hass? Man isoliere zwei Völker voneinander, verhindere, dass sie an freie Informationen von außen kommen, dann überflute man sie mit Lügen und

Verleumdungen aller Art, die ein teuflisches Bild der jeweils anderen Seite malen. Das funktioniert, todsicher. In Informationswüsten gedeiht die Saat der Propaganda am besten. So auch Anfang der neunziger Jahre im ehemaligen Jugoslawien, als der Konflikt zwischen den Republiken Serbien und Kroatien ausbrach. Der Balkan war informatorisch eine Dürreregion, es gab keine unabhängigen nationalen Zeitungen und Rundfunkstationen, die regierende Partei kontrollierte und zensierte alle wichtigen Medien. Mit der Dauer des Konflikts wurde die Isolation schleichend verschärft. In der Frühphase galt es als unpatriotisch, Zeitungen aus den anderen Republiken zu lesen. Als der Kampf dann offen ausbrach, verstopften die Machthaber die Kommunikationskanäle komplett. Telefongespräche zwischen Belgrad und Zagreb wurden fast unmöglich. Die Zeitungsredakteure erhielten Order, ein realistisches Porträt des Feindes zu zeichnen, was nichts anderes hieß, als ihn in den schrecklichsten Farben zu schildern. Die Maschinerie der Hassproduktion lief auf vollen Touren.

Doch die Gegner des Kriegs durchschauten diesen Mechanismus des Bösen. Sowohl in Zagreb als auch in Belgrad formierten sich pazifistische Gruppen, die beschlossen, das Bombardement der Propagandisten zu unterminieren. Sie wollten Konfrontation durch Kommunikation überwinden. Als erste, noch primitive Informationsbrücke wurden Faxe nach London geschickt und von dort aus der jeweils anderen Seite zugesendet, denn Auslandsleitungen funktionierten weiterhin. Doch das Verfahren war langsam und teuer. Dann kam Eric Bachman, ein amerikanischer Friedensaktivist und Computerfreak, auf die Idee, in Deutschland und Österreich Mailboxen einzurichten, damit Aktivisten auf beiden Seiten der Front direkt miteinander kommunizieren konnten. Computer, die tagsüber Patientendaten verwalteten, wurden nachts zum subversiven Gespräch zusammengeschaltet. Das Netz wurde ZaMir getauft, also serbokroatisch „für den Frieden“.

Über den Draht im Untergrund organisierten Hilfsorganisationen humanitäre Einsätze, wurden Flüchtlinge von ihren Verwandten aufgespürt, dokumentierte der Holländer Wim Kat in seinen „Kriegstagebüchern“ eindrücklich, wie die Menschen in Zagreb verzweifelt versuchten, ein einigermaßen normales Leben zu führen. In den elektronischen Räumen wurden komplette Friedenskonferenzen abgehalten, mit digitalen „Delegationen“ aus aller Welt. Journalisten, denen von der Zensur das Wort verboten worden war, konnten im Friedensnetz veröffentlichen, das Kosovo-Krankenhaus in Sarajewo zu Antibiotikaspenden aufrufen. Das Internet, einst von Militärs erfunden, hatte seinen ersten Kriegseinsatz, allerdings »za mir« – für den Frieden.

Die digitalen Datenetze machen den Demagogen einen Strich durch die Rechnung. Je dichter die Infonetze geknüpft

sind, desto dünner ist die Luft für Zensur, Propaganda und Unterdrückung der Pressefreiheit. Das bewährt sich beispielsweise, wenn sich junge Israelis übers Internet mit gleichaltrigen Palästinensern austauschen, die wegen der Abriegelung der besetzten Gebieten keine Chance zu reisen haben. (siehe „Israelis und Palästinenser erzählen Geschichte(n)“ unter [www.peace-counts.org](http://www.peace-counts.org))

Netze sind aber auch eine soziale Organisationsform. Im Gegensatz zur Hierarchie besteht ein Netzwerk aus selbstorganisierten Links, ist besonders flexibel, offen, fehlerfreundlich, alle Knoten darin behalten ihre Selbständigkeit. Ein Friedensmacher, der seine Kräfte realistisch einschätzt, weiß, dass er Alliierte braucht. Keiner kann alles alleine. Die Initiativen, über die Peace Counts berichtet, sind zwar lokal verwurzelt, aber in den meisten Fällen mit internationalen Partnern wie Kirchen, Hilfsorganisationen und Unterstützern verbunden. Und in einigen Fällen schaffen sie sogar das angeblich Unmögliche: Sie vereinigen Menschen, die eigentlich Feinde sein sollten, zu einem Netzwerk, in dem sie vertrauensvoll zusammenarbeiten.

So geschehen am Jordan. Der Grenzfluss hat drei Anrainerstaaten, die sich spinnefeind sind: Israel, Palästina und Jordanien. Zudem ist ein Fluss in den trockenen Regionen des Nahen Ostens prädestiniert als Zankapfel; jeder will das knappe, kostbare Nass für seine Zwecke nutzen. Doch während die Medien voll sind von Berichten über die weltweiten „Kriege ums Wasser“, zeigt sich am Jordan, dass ein Fluss auch Kooperation auslösen kann. Während sich ihre Regierungen bekriegen, arbeiten israelische, jordanische und palästinensische Umweltschützer eng und vertrauensvoll zusammen. Sie überzeugen Landwirte von wassersparenden Anbaumethoden, planen Kläranlagen, schlagen das Jordan-Tal als Weltkulturerbe vor. Einer ihrer Sprecher, der Palästinenser Nader Al-Khateeb, sagt: „Umweltschutz kennt keine Grenzen, wir können nicht auf eine politische Lösung des Nahost-Konflikts warten.“ Die Ökologen wollen verhindern, dass der biblische Fluss zu einem Rinnsal verkommt und das Tote Meer, das der Jordan speist, langsam austrocknet.

**5 Frieden ist kein Zustand, sondern ein Prozess, oft ein langwieriger und mühsamer. Erfolgreiche Konfliktlöser wissen: Ein Abkommen ist meist erst der Anfang. Es gilt, Störungen und Rückschläge auszuhalten. Als Erfolg gilt jede Form von Deeskalation, jeder Schritt zur Versöhnung, jedes vermiedene Leiden.**

Medien brauchen Ereignisse, weil sie tagesaktuell berichten

wollen. Krieg liefert Ereignisse. Der Frieden dagegen hat ein Imageproblem, weil er sich medial als sperrig erweist. Eine Ausnahme sind die großen Konferenzen und feierlichen Unterschriften unter Friedensverträge; hierzu versammeln sich Journalisten gern in Scharen. Das Problem ist jedoch, dass ein Vertrag nicht die Ziellinie, sondern ein Startpunkt ist. Nun beginnt das eigentliche Ringen erst. Das zeigte sich in Nordirland, das fast 35 Jahre lang unter einem blutigen Bürgerkrieg zwischen Protestanten und Katholiken mit der britischen Armee als dritter Konfliktpartei gelitten hat. Rund 3000 Menschen wurden getötet, die Zahl der Verletzten geht in die Zehntausende. Am Karfreitag des Jahres 1998 wurde ein Abkommen unterzeichnet, dass die Gewalt erst einmal beendete. Herrscht nun Frieden in Belfast und Londonderry?

Für zwei der ehemaligen Kämpfer bedeutete das Good Friday Agreement auch eine persönliche Wende. Peter McGuire hatte einst als „Karriere-Terrorist“ (eigene Einschätzung) auf Seiten der protestantischen UVF gestanden. Joe Doherty, einst bei der Irisch Republikanischen Armee, hatte wegen Mordes mehr als 20 Jahre lang im Gefängnis gesessen. Beide waren Mitte dreißig, Anfang 40, als sie sich vom bewaffneten Kampf lossagten. In einem Alter, wo andere Nordiren ihr Häuschen abbezahlen und ihre Kinder zur Uni schicken, fingen beide noch einmal ganz von vorn an. Sie arbeiten mit Jugendlichen, wollen den Nachwuchs davon überzeugen, sich vom Dunstkreis der paramilitärischen Gruppen fernzuhalten, die unter jugendlichen Arbeitslosen immer noch Rekruten werben. Denn das Karfreitags-Abkommen hat einen kalten Frieden begründet. Er steht auf dem Papier, ist aber in den Herzen der Nordiren noch lange nicht angekommen. Peter und Joe haben sich über Peace Counts persönlich kennen gelernt; bei der Podiumsdiskussion sagten sie unisono: „Hätten wir uns fünf Jahre früher getroffen, hätten wir versucht, einander umzubringen.“ Sie wissen, dass es Generationen dauern wird, bis das Misstrauen und die gegenseitige Anklage, die teilweise Jahrhunderte zurückreicht, einem echten Miteinander gewichen sind.

Erfolgreiche Konfliktlöser zeichnen sich dadurch aus, dass sie akzeptieren, dass der Weg lang ist und ihre Schritte klein sind. Während Zerstörung schlagartig geschieht – manchmal reichen Stunden, um ein ganzes Stadtviertel in Schutt und Asche zu legen –, kostet der Wiederaufbau eine Menge Zeit und Schweiß. Die Wissenschaft bietet eine Erklärung, warum das eine so schnell geht und das andere so lange braucht. Wer etwas kaputt macht, bewegt sich im Einklang mit dem Pfeil der Entropie: Nach einem Grundgesetz der Physik strebt alles in der Welt in Richtung von mehr Unordnung, sprich Entropie. Wer dagegen etwas aufbaut, stemmt sich gegen diesen Strom zunehmender Unordnung – und das ist mühsam. Wir können

das anhand der kleinen Dramen im Kinderzimmer beobachten: Das eine Kind baut stundenlang an einem Turm aus Bauklötzen, sein Brüderchen schmeißt ihn lustvoll in Sekundenbruchteilen um. Unordnung hat leichtes Spiel.

Friedensmacher sind Turmbauer. Sie wissen, dass sie einen langen Atem brauchen, wenn sie etwas verändern wollen und wenn ihr Engagement nachhaltig sein soll. Wie jede gute Unternehmerin, jeder versierte Manager pflegen sie ein Prozessdenken, das eine natürliche Eigendynamik der Ereignisse einkalkuliert, Unvorhersehbares einbezieht, lieber flexibel reagiert als stur Pläne zu verfolgen. Sie lassen sich von ihrer Vision leiten wie ein Kapitän vom Leuchtturm, aber sie sind auch offen für die guten Gelegenheiten, die sich während der Passage auftun.

Die Frage ist: Was definiert man als Zielhafen, bei dessen Erreichen gefeiert werden kann und die Korken knallen? Wann kann man eigentlich sagen, ein Friedensstifter arbeite erfolgreich? Wie misst man seinen Fortschritt?

Nähme man den Weltfrieden als Maßstab, dann hätten bisher alle versagt, die sich dafür eingesetzt haben. Nach wie vor schleppt die Welt durchschnittlich drei Dutzend Gewaltkonflikte von Jahr zu Jahr mit, von regionalen Kämpfen bis zu zwischenstaatlichen Kriegen. Niemand hält es für wahrscheinlich, Gewalt als Mittel der Auseinandersetzung komplett vom Planeten Erde zu verbannen. Statt sich mit solch einem utopischen Ziel zu frustrieren, orientieren sich die Macher, die in diesem Buch porträtiert werden, lieber am „kleinen Frieden“. Ihren Erfolg messen sie an kleinen, konkreten Verbesserungen in ihrer Region: wenn Rebellen einen Teil ihrer Waffen abgeben; wenn die Armee Straßensperren beseitigt wie in Entspannungsphasen in Israel; wenn wie in Belfast katholische Kinder wieder durch ein protestantisches Viertel zur Schule gehen können; wenn die Konfliktparteien erstmals Gremien gemeinsam besetzen, wie in Sri Lanka, wo im Norden Regierungsvertreter und Tamil Tigers erstmals zusammen über die Verwendung internationaler Hilfsgelder entscheiden mussten; wenn die Stationierung von Blauhelmen zugelassen wird; wenn Minenfelder geräumt werden und Bauern wieder ihre Felder betreten können; wenn Kämpfer in zivile Berufe umgeschult werden. Im Extremfall kann ein Erfolg schon darin bestehen, dass verfeindete Muslime und Christen es wieder wagen, in einer Straße nebeneinander zu leben, wie etwa in der ansonsten strikt ethnisch geteilten Stadt Mostar, Bosnien-Herzegowina.

Es komme darauf an, sagt der renommierte Konfliktforscher Johan Galtung, mit jedem dieser Schritte eine Kultur ein wenig friedlicher zu machen als vorher. Wer in Prozessen denkt, der weiß: Die nächst höhere Stufe löst zwar Probleme der darunter liegenden, sie produziert aber auch neue. Dieser

Gesetzmäßigkeit folgt jede Form von Evolution. Dialektische Entwicklungen kommen zu keinem Endpunkt, jeder gefundene Kompromiss zwischen zwei Positionen wird zum Ausgangspunkt einer neuen Diskussion, eines weiterführenden Prozesses. Deshalb wird es keinen Zeitpunkt auf der Erde geben, wo alle Probleme gelöst und alle Entwicklung zum Halten kommt. Oder wie es der Philosoph Peter Sloterdijk ausdrückt: „Der Traum vom Weltwochenende wird unerfüllt bleiben.“

Was bedeutet das in den Niederungen des Alltags? Friedensstifter haben immer dann Erfolg, wenn sie sich realistische Ziele stecken und akzeptieren, dass sie zwar den Anfang ihres Weges kennen, aber nicht dessen Ende. Etwa wenn deutsche Polizisten nach Afghanistan entsandt werden, um der jungen Regierung dabei zu helfen, in einem von Warlords terrorisierten, unterentwickelten und ethnisch zersplitterten Land für Recht und Ordnung zu sorgen. Die Kriminalisten finden veraltete Technik vor, Karteien mit 30 Jahre alten Fingerabdrücken, Kopierer, aber keinen Toner, ein Labor ohne Mikroskop. Die 16 Berater aus Deutschland müssen mit ansehen, wie Korruption und Vetternwirtschaft wie eine Seuche alle Behörden infizieren. Immer wieder schlichten sie als neutrale Dritte im Kompetenzgerangel der Behörden und Ministerien. Am schlimmsten sei es für ihn, sagt ein Kriminalrat aus Berlin, wenn sich nach einer Entführung keiner der afghanischen Kollegen traut, Ermittlungen aufzunehmen, weil sie sich vor der Rache der Banditen fürchten. Lang und steinig sind in Afghanistan die Wege, um aus einem totalitären Regime einen demokratischen Rechtsstaat zu machen. Ihre Erfolgserlebnisse machen die Berater an eher unscheinbaren Wegmarken fest. Einer von ihnen sagt: „Jeder Tag, an dem einigermaßen Sicherheit und Frieden herrscht, ist ein lohnender Tag.“ ([www.peace-counts.org](http://www.peace-counts.org): „Tatort Kabul – Deutsche Hilfe für die Polizei“).

**6 Friedensstifter sind kreativ und unkonventionell. Sie verlassen ausgetretene Pfade, die einen Konflikt nur verstetigen, und brechen erstarrte Fronten auf. Sie formulieren positive Ziele, schaffen Win-Win-Situationen und bewegen Konflikte so auf eine andere Ebene, auf der sich neue, überraschende Lösungsmöglichkeiten auftun.**

Auf einem Tisch liegt eine Orange. Davor sitzen ein Junge und ein Mädchen, und beide sind scharf auf die Frucht. Sie wollen sie haben, und sie wollen sie ganz. Das gibt natürlich Zoff. Ist doch einfach, denkt man als Außenstehender, hier Frieden zu stiften. Wird die Orange eben geteilt. Aber das Mädchen will davon nichts wissen: „Er hat gestern schon zwei gegessen, die hier steht mir zu.“ Und er gibt sich mit einer Hälfte ebenfalls

nicht zufrieden: „Ich bin älter und größer, mir steht mehr Obst zu.“ Die Positionen scheinen unvereinbar, die Fronten verhärten sich, ein Kompromiss ist nicht in Sicht.

Der Konfliktforscher Johan Galtung nennt das Orangen-Beispiel, um den Blick seiner Zuhörer dafür zu öffnen, dass sich selbst in scheinbar verfahrenen Situationen eine überraschende Zahl von Auswegen finden lässt. Eine simple ist, dass sich im Gespräch, das ein neutraler Dritter vermittelt, herausstellen könnte, dass die beiden Streithähne jeweils etwas Bestimmtes von der Orange wollen: der Junge den Saft, das Mädchen die Schale als Aroma für einen Kuchen, sodass sich das Problem in Luft auflöst. Oder ein Schlichter begeistert die Kinder für kreativere Formen des Teilens: Die Orange wird ausgepresst, den Saft bekommen beide. Die Kerne der Frucht werden eingepflanzt und die Kinder ziehen gemeinsam ein neues Bäumchen heran. Oder man kauft noch eine zweite Frucht hinzu, daraus wird der Belag für einen Kuchen. Oder eine Lotterie wird veranstaltet und die Orange versteigert. Oder, oder, oder. Bei ausgiebigen Brainstormings wurden bereits an die hundert unterschiedliche Kniffe gefunden.

Johan Galtung stellt für Konflikte die These auf: Je mehr Alternativen, desto weniger wahrscheinlich wird eine gewaltsame Eskalation. Das bestätigt sich bei der Arbeit vor Ort. „Ich versuche immer, die Konfliktparteien zu überzeugen, dass beide am Ende mehr haben werden, wenn sie kooperieren“, sagt die Tadschikin Elena Gulmadova. Sie ist von der Organisation für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa (OSZE) nach Mazedonien geschickt worden, wo sich Christen und muslimische Albaner immer wieder unversöhnlich gegenüber stehen. Wenn es um die Macht im Staate geht, lautet die Grundannahme: Was die anderen gewinnen, entspricht dem, was wir verlieren – und umgekehrt. „So lange alle glauben, es handle sich um ein Nullsummenspiel,“ sagt Elena, „wird niemand nachgeben.“

Ihre Aufgabe besteht darin, zunächst das Misstrauen der Kontrahenten abzubauen, und sie im zweiten Schritt erleben zu lassen, dass Win-Win-Situationen möglich sind. Etwa beim wirtschaftlichen Aufbau: Wenn sich die Dörfer im bergigen Norden von den Folgen des Bürgerkriegs erholen, nutzt dies Albanern wie Mazedoniern, die dort früher Tür an Tür gelebt haben. Für den heiklen Job zwischen den Stühlen eignet sich die Tadschikin, die früher als Gynäkologin gearbeitet hat, wie keine zweite: Ihr Vater ist Muslim, ihre Mutter Christin, „und im Kreissaal habe ich gelernt, selbst in brenzligen Situationen ruhig Blut zu bewahren“.

Eine kreative Möglichkeit, Misstrauen zwischen Gruppe abzubauen, besteht darin, zwischen ihnen Treffen in spielerischer Form zu vermitteln. Weltweit hat sich Sport als Feld für solche Begegnungen bewährt, insbesondere bei Jugendlichen. In

Ruanda wird Volleyball gefördert, weil diese Sportart weder von Hutus noch von Tutsis dominiert wird, beide Ethnien können sich damit identifizieren. Im kolumbianischen Medellín erreichte früher die Zahl der Gewaltakte in der Nacht von Freitag auf Samstag ihren Höhepunkt; also kam eine deutsche Initiative auf die Idee, genau zu dieser Zeit Straßenfußball-Turniere anzubieten, wo sich Jugendlichen im fairen Wettkampf verausgaben, statt sich Bandenkriege zu liefern. Der Erfolg war durchschlagend, die Verbrechensrate ging zurück, dank „Fútbol para la paz“, Fußball für den Frieden. Drittes Beispiel: Auf Zypern, der nach wie vor geteilten Insel, bringen zwei Lehrer, der Türke Ulus und der Grieche Nicos, Schüler von beiden Seiten des Schlagbaums zusammen. Über die Jahre haben Ulus und Nicos, die von der politischen Großwetterlage eigentlich zu Feinden bestimmt sind, sich kennen und schätzen gelernt. Dieses Vertrauen zeigen sie ihren Schülern, um die nächste Generation zu ermutigen, aufeinander zuzugehen. Die beiden Pädagogen setzen auf Fußball als Faszinosum, um die Kinder für den Austausch zu begeistern. Er fungiert als eine universale Sprache: Fußball braucht Schiedsrichter, aber keine Dolmetscher ([www.peacecounts.org](http://www.peacecounts.org): „Der Feind trägt Zahnspange“).

**7 Friedensstifter engagieren sich nach Kriegsende für Wiederaufbau und wirtschaftliche Entwicklung. Denn oft bricht die Gewalt wieder aus, wenn eine oder mehrere Seiten enttäuscht feststellen, dass sich die Versprechungen einer Friedensdividende nicht erfüllen.**

Die deutschen Benediktiner des Klosters Hagia Maria Zion in Jerusalem haben verstanden, dass man für den Frieden nicht nur beten, sondern auch arbeiten muss. Sie übertragen „Ora et Labora“ ihres Ordens auf den blutigen Nahostkonflikt und engagieren sich ganz handfest für die wirtschaftlich benachteiligten Palästinenser im benachbarten Bethlehem. „Ein junger Mensch, der in einem Flüchtlingslager aufwächst und keinerlei Aussicht auf ein Studium oder einen Job hat, der muss doch verzweifeln“, sagt Abt Benedikt Lindemann. Er weiß, dass radikale Organisationen wie Hamas und Hisbollah unter den Heerscharen der Verzweifelten ihre Kämpfer rekrutieren – und auch Selbstmordattentäter. Deshalb werden die Mönche zu Entwicklungshelfern. Sie halfen beim Aufbau eines großen Ausbildungszentrums, in dem vom Kunsthandwerk bis zum Journalismus Dutzende Berufe gelehrt werden, und übernehmen einen Teil der laufenden Kosten.

Viele bewaffnete Auseinandersetzungen weltweit entzündeten sich, wie hier zwischen Palästinensern und Israelis, zwar zwischen zwei Volksgruppen. Aber sie deshalb als „ethnische

Konflikte“ zu bezeichnen, ist zu oberflächlich. Der Begriff legt nahe, die Hauptursache sei gegenseitiger Hass. Doch die wahren Gründe liegen tiefer. Meist geht es um eine faire Verteilung von Macht und Geld, um die Nutzung von Ressourcen wie Erdöl, Diamanten oder Gold, um die Herrschaft über wichtige Verkehrsknotenpunkte, beispielsweise Häfen. Wenn einer Gruppe dauerhaft und gewaltsam solche Zugänge verweigert werden, kann sie zu dem Schluss kommen: Ein Aufstand ist die einzige Chance, zu unserem Recht zu kommen! Eine schlechte wirtschaftliche Gesamtlage und soziale Probleme wie Armut und Arbeitslosigkeit heizen die Stimmung zusätzlich an.

Nehmen wir einmal an, in einem Land ist es auf diese Weise zum Bürgerkrieg gekommen, aber durch Verhandlungen wurde irgendwann ein Friedensabkommen unterzeichnet. Dennoch wird die Lage so lange explosiv bleiben, wie sich nicht auch die wirtschaftlichen Rahmenbedingungen ändern. Das Kalkül der Konfliktparteien folgt meist einem recht einfachen Schema: Im Krieg haben wir so viel gelitten, haben gewaltige Geldbeträge in Waffen investiert, haben das Leben unserer Soldaten gegeben – nun wollen wir auch die Früchte ernten! Ihre Abwägung ist, wenn man alle Emotionen mal abzieht, im Kern eine rationale: Frieden soll sich für sie mehr lohnen als Krieg. Ist das nicht der Fall oder fällt die „Friedensdividende“ zu schmal aus, kehren die Kombattanten zu den Waffen zurück. Das ist leidvolle Erfahrung in vielen Krisengebieten. Etwa in Sri Lanka. Dort fühlt sich der tamilische Norden von der singhalesisch dominierten Zentralregierung vernachlässigt und unterdrückt. 1983 begann ein Bürgerkrieg, der 20 Jahre dauerte, 70 000 Menschen das Leben kostete und anderthalb Millionen in die Flucht trieb. Seit Februar 2002 ist ein Waffenstillstand in Kraft, der mit Hilfe und auf Druck der internationalen Gemeinschaft zustande kam. Für den Fall eines Einschwenkens war den Fraktionen eine umfangreiche Aufbauhilfe versprochen worden, die Weltbank sagte ein Milliarden-Dollar-Programm zu. Als sich die Situation im Laufe des Jahres 2004 wieder zuspitzte, war externen Beobachtern klar, dass der Hauptgrund Frust war. Die Rebellen der „Tamil Tigers“ fühlten sich um die Früchte ihres Kampfes betrogen, der erhoffte Geldsegen für die zerstörte Region im Norden blieb aus ihrer Sicht aus.

Die Initiative des Tamilen Singham, der genau an der Grenze zwischen Regierungs- und Rebellengebiet arbeitet, ist eine Antwort auf diese Problemlage. Die Maxime seiner Organisation „Soziale, ökonomische und ökologische Entwickler“ lautet: „Nur wenn sich die Dörfer ringsumher wirtschaftlich entfalten, wird dauerhafte Stabilität möglich.“

Wie er verstehen sich die meisten Friedensmacher, die Peace Counts porträtierte, auch als Motoren von wirtschaftlicher

Entwicklung. Selbst solche Initiativen, von denen man das zunächst überhaupt nicht erwartet, etwa die Naturschützer der Frankfurter Zoologischen Gesellschaft (FZG). In Tansania betreut die Organisation unter anderem den Serengeti Nationalpark. Die Savannen nördlich des Kilimanjaros gelten als eines der wichtigsten Großschutzgebiete der Welt. Hier bietet sich noch das Schauspiel der Großen Migration, der jährlichen Wanderung von mehr als einer Million Gnus, Zebras und Büffel. Doch in einem armen Land wie Tansania werden Naturreservate von allen Seiten bedroht. Eine wachsende Bevölkerung versteht nicht, warum in einem Gebiet, das fast so groß wie Schleswig-Holstein ist, alles Nützliche und Begehrliche für sie Tabu sein soll: Fleisch, Brennholz, Gras, Honig und Wasser.

Vor allem das Fleisch. Seit der Zeit, als Bernhard Grzimek, tierliebender Fernsehheld der Nation, die Serengeti entdeckte und deren Schutz zu seinem Lebensziel erkor, ist Wilderei immer ein Problem geblieben. Nur die Akzente haben sich verschoben: Früher starben Tiere etwa Elefanten und Nashörner vor allem wegen der Jagdtrophäen; heute geht es den Wilderern fast ausschließlich um Nahrungsmittel. Der armen Bevölkerung rund um den Nationalpark erscheint die Serengeti ein einziger, prall gefüllter Fleischtopf. Zwei gegensätzliche Interessen prallen aufeinander, denn die Serengeti lässt sich nur auf eine der beiden Weisen nutzen: entweder als Nahrungsquelle oder für den Naturschutz.

Diese Konfliktlinie zieht sich durch viele Entwicklungsländer, wo Großschutzgebiete unter dem Druck wachsender Bevölkerungen stehen. „Die wichtigsten Reservate“, sagt Dr. Markus Borner, Ostafrika-Repräsentant der FZG, „sind identisch mit den potenziell besten Gebieten für Ackerbau.“ Im Fall der Serengeti wurde der Konflikt in der Vergangenheit gewaltsam ausgetragen. Sowohl auf Seiten der Wilderer, die sich bis an die Zähne bewaffneten, als auch unter den Rangern, die die Reservatsgrenzen verteidigen, gab es zahlreiche Tote. Doch seit einigen Jahren setzen die Naturschützer auf sanfte Strategien gegen die Wilderei. „Der Naturschutz muss sich viel mehr um die Menschen in seiner Nachbarschaft kümmern als um die Tiere im Park“, spitzt Borner das neue Konzept zu. In Randgebieten der Reservate, aber außerhalb deren Grenzen werden Wildlife Management Areas eingerichtet. In diesen Gebieten werden die Anrainerdörfer zu Managern der Tierbestände. Sie bekommen Quoten für „Entnahmen“ zugeteilt. Ob sie die Tiere selbst schießen oder Abschusslizenzen verkaufen, ob sie das Fleisch selber essen oder verkaufen, bleibt ihnen selbst überlassen. Die Quoten werden von Ökologen so festgelegt, dass die Bestände langfristig nicht dezimiert werden. Im Gegenzug erwarten die Naturschützer, dass die Dörfler die illegale Jagd von ihrem Boden aus unterbinden. So

wurde ein einzigartiger Friedensvertrag für die Natur geschlossen. „Wir werden erst in 20 Jahren wissen, ob wir es richtig gemacht haben“, sagt Markus Borner. „Aber wir haben keine Wahl: Alles, was wir jetzt machen, zielt auf Win-Win-Situationen, und das ist die richtige Richtung.“ ([www.peace-counts.org](http://www.peace-counts.org): „Sanfte Strategien gegen illegale Jäger“).

**8 Friedensstifter verfügen über Empathie, sie können sich in die Denk- und Handlungsweisen, Zwänge und Interessen anderer Menschen einfühlen. Sie reagieren aufmerksam auf die Bedürfnisse ihres Gegenübers, setzen sich offen mit Fremdem und Bedrohlichem auseinander. Oft ersetzt Krieg Gespräche – Friedensstifter reden deshalb mit allen Parteien.**

Zuhören ist einfach, denkt man. Einfach mal für eine Weile die Klappe halten! Aber erstens fällt das vielen Menschen extrem schwer, zweitens gibt es entscheidende Unterschiede zwischen passivem und aktivem Zuhören. Letzteres ist eine wichtige Eigenschaft erfolgreicher Konfliktschlichter. Sie hören ihrem Gegenüber aufmerksam zu, wobei sie auch die nicht-gesprochenen Botschaften aufnehmen, Mimik und Gestik beispielsweise. Durch ihre Fragen verschaffen sie sich ein genaues Bild von der Position des anderen: Welche Meinungen äußert er? Wovor hat er Angst, wonach sehnt er sich? In welchen Spielräumen kann er sich bewegen? Eine ausgeklügelte Technik der Fragestellung dient dem Ziel, tiefer zu blicken, denn hinter vorgeschobenen Maximalforderungen verbergen sich oft die wahren Ziele eines Verhandlungspartners. Sagt jemand „Das kann ich nicht?“ fragt ein aktiv Zuhörender zurück: „Was würde denn passieren, wenn du es doch tust?“ Behauptet jemand: „Die Gegenseite macht immer...“, fragt er zurück: „Gibt es Situationen, wo sie das nicht macht?“ Erklärt jemand kategorisch: „Das ist absolut zuviel“, fragt er: „Zuviel im Vergleich wozu?“ Jede Antwort, die weniger starr und dogmatisch ausfällt als die vorherige, zeigt dem Vermittler neue Anknüpfungspunkte für die weitere Verhandlung. Wichtig ist im Anfangsstadium, keine der Positionen und Gefühle, die auftauchen, zu bewerten oder gar zu verurteilen.

Empathie, die Fähigkeit, sich in andere einzufühlen, besitzen manche Menschen als Naturtalent. Doch dazu kommen andere Techniken, die erlernt werden müssen: Aktives Zuhören etwa. Eine Form der Kommunikation, die Transparenz und Klarheit bei allen Beteiligten schafft, ist eine weitere. Friedensstifter treten auf den Plan, um abgerissene Dialogfäden zwischen Kontrahenten neu zu knüpfen. Ihre Kunst besteht darin, aus Soldaten wieder Diskussionspartner zu machen.

Das nötige Handwerkszeug dafür kann man erlernen. Etwa in einem vierwöchigen Intensivkurs im Österreichischen Studienzentrum für Frieden und Konfliktlösung in Schläining. Unter dem Titel „Peace Building“ werden den Teilnehmern Techniken vermittelt, wie man in Krisengebieten helfen kann, wieder Ruhe und Ordnung herzustellen. Die zentrale Frage: Wie schafft man Frieden? Welche Instrumente gibt es, damit die Gegner nach teils blutigem Aufeinander schlagen den Hass überwinden und wieder in Dörfern, Städten und Regionen zusammenleben können? Das Studienzentrum, das unter anderem von der österreichischen und der deutschen Regierung finanziert wird, war 1993 weltweit das erste Institut, das einen solchen Ausbildungsgang einrichtete.

Hier trainieren Menschen, die in Krisengebieten arbeiten oder vor einer Entsendung stehen. Und weil sie aus allen Teilen der Welt stammen, entstehen schon aus der unterschiedlichen kulturellen Herkunft genug Konflikte für Trockenübungen. Eine dreiunddreißigjährige Pakistanerin etwa, die für eine lokale Hilfsorganisation in den Stammesgebieten an der Grenze zu Afghanistan arbeitet, die einzige Frau in ihrem Volk, die studiert hat – sie outet sich nach einigen Tagen als eine glühende Anhängerin der Taliban: „Das sind noch wahre Muslime!“ – „Aber sie haben Osama Bin Laden gedeckt, der dreitausend Menschen in New York auf dem Gewissen hat“, erwidert ein Deutscher konsterniert. Die Pakistanerin antwortet: „Wer sagt das denn? Dafür gibt es keine Beweise“ – „Die Taliban haben Dieben die Hände abhacken lassen.“ – „Aber unter den Taliban konnte man ohne Angst vor Kriminalität leben. Nicht wie jetzt.“ Von Null auf hundert in wenigen Sekunden befindet sich der Kurs mitten im Konfliktmanagement. Sich mit subjektiven Wahrheiten auseinanderzusetzen – eigenen und fremden, ist die Voraussetzung für jedes Verstehen von Konflikten. Die Teilnehmer sind zu dieser Auseinandersetzung bereit, weil sie das Befremdliche nicht aus dem Munde von bärtigen Mullahs mit erhobenen Zeigefingern im Fernsehen hören, sondern von einem Menschen, den man seit einem geselligen Abend sympathisch und liebenswert findet ([www.peace-counts.org](http://www.peace-counts.org): „Die Schule der Friedensstifter“)

Konzepte, die auf Gespräch und Einfühlungsvermögen gründen, ziehen immer weitere Kreise. Sie verändern sogar gesellschaftliche Bereiche, von denen man das am allerwenigsten erwartet hätte, beispielsweise die Polizei. Amerikanische Cops etwa sind eher für Draufhauen und Durchgreifen bekannt denn für feinfühliges Diskutieren. Doch wie die Erfolgsgeschichte des New Haven Police Departments (NHPD) zeigt, setzt auch hier ein Umdenken ein. Seit 1990 verfolgt die nördlich von New York gelegene Stadt ein neues Konzept, das „Community Policing“. Kerngedanke dabei ist, dass Streifenbeamte und Bürger enger zusammenarbeiten. Sie werfen ihr

Wissen über die Bedürfnisse und Probleme der Gemeinde zusammen und entwickeln gemeinsam Lösungen. Das Spektrum der Delikte, die man sich anschaut, reicht von unerlaubtem Müllabladen bis zum Straßenhandel mit Drogen. Um von misstrauisch beäugten Polizisten zu echten Partnern zu werden, veränderte das NHPD die Ausbildung der Kadetten. Das herkömmliche Pflichtprogramm, von Sport bis Ermittlung, wurde ergänzt durch Kurse über „Die Fähigkeit des Zuhörens“, Seminare über die sozialen Probleme Jugendlicher und Besuche im Schulunterricht. Die Polizisten sollen nicht nur ihre Muskeln trainieren, sondern auch ihre sozialen Antennen. Die Streifenbeamten knüpfen Beziehungen zu möglichst vielen Vereinen und Gruppen in der Stadt und tauschen mit ihnen regelmäßige Informationen aus. Seitdem sich Polizei und Bürgerschaft einander angenähert haben, genießt das NHPD nicht nur ein netteres Image. Die Verbrechensraten, immer noch die Hauptsorge der Verantwortlichen, sind seit dem Schwenk erfreulich gesunken: innerhalb eines Jahrzehnts von 21000 auf 9300 angezeigte Delikte ([www.peace-counts.org](http://www.peace-counts.org)).

**9 Friedensstifter bringen als neutrale Dritte Partei neue Perspektiven ein, können Kontrahenten mäßigen und auf gemeinsame Interessen hinweisen. Ihre Glaubwürdigkeit verdanken sie größtmöglicher Transparenz bezüglich der eigenen Motive und Fähigkeiten.**

Wenn die Elena Gulmadova im Norden Mazedoniens neu in ein Dorf kommt, wird sie zunächst unauffällig ins Kreuzverhör genommen. Die Bewohner begegnen Fremden mit Misstrauen: Ist er Freund oder Feind? Die Leute checken sie ab, ob sie vielleicht für eines der beiden Lager heimliche Sympathien hegt. Die junge Frau überrascht sie mit dem Entree, dass ihr Vater Muslim, ihre Mutter Christin sei. Per Geburt ist sie die Neutralität in Person. In dieser Rolle muss sie sich immer wieder neu beweisen. Jeder Außenstehende steht unter dem Generalverdacht, eine der beiden Konfliktparteien zu bevorzugen. „Transparenz ist wichtig,“ beschreibt Elena ihre Herangehensweise. „Ich informiere immer möglichst viele Organisationen, Behörden und Persönlichkeiten, mit wem ich gerade rede und was wir gemeinsam tun.“ Sie und ihre Kollegen protokollieren ihre Gespräche und Maßnahmen penibel. In Teamsitzungen und Supervisionen wird immer wieder die gleiche Frage diskutiert, an der sich der gute Ruf der OSZE (Organisation für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa) und deren Akzeptanz durch die Menschen vor Ort entscheidet: Sind wir sicher, niemanden zu bevorzugen, keine Seite zu benachteiligen? Die Vermittler müssen jederzeit bereit sein, darüber Rechenschaft abzulegen. „Offenheit schafft Vertrauen“, sagt Elena Gulmadova, „sie ist dein wichtigstes Kapital, wenn du nicht zwischen allen Stühlen sitzen willst.“

Neutral zu bleiben ist komplizierter, als es klingt. Hat man 100 Euro wirklich gerecht geteilt, wenn man jeder Seite fünfzig Euro gibt? Was ist, wenn eine Bevölkerungsgruppe, etwa nach Ende eines Bürgerkrieges, mit größeren sozialen Problemen zu kämpfen hat als die andere: mehr kaputte Häuser, mehr Flüchtlinge, mehr hungernde Kinder? Muss für jedes Gespräch mit Partei A auch eines mit Partei B geführt werden? Was, wenn persönliche Sympathien das Gleichgewicht kippen? Die Antwort auf diese Fragen kann nicht in einem rigiden Regelwerk aus Geboten und Verboten für Mediatoren bestehen. Sie liegt vielmehr in weicheren Kompetenzen, die jemand in der Rolle als „Dritte Partei“ besitzen sollte: nach bestem Wissen und Gewissen handeln, offen sein für Kritik, klare Ansagen machen, von allen Seiten einsehbar vorgehen.

Die Schweiz macht es vor. Das Land paktiert mit nichts und niemandem, duldet keine fremden Mächte auf ihrem Territorium, lehnt gemeinsame Waffengänge ab, überlegt sich sogar eine Mitgliedschaft in der UNO mehr als 50 Jahre lang. Wer in Konfliktregionen gewissermaßen als „Schweiz“ auftreten will, muss mehr tun, als diesen Status nur zu reklamieren. Er muss ihn immer wieder verteidigen, wie das Beispiel der „Peace Zones“ auf den Philippinen zeigt. Die neutralitätswilligen Dörfer werden, inmitten einer durch und durch militarisierten Gesellschaft, von allen Seiten bedroht. Von Regierungssoldaten genauso wie von den Rebellen der „Islamischen Morobefreiungsfront“ (MILF). Beide Seiten suchen die Dörfer immer wieder heim und nehmen sich an Lebensmitteln und Benzin, was sie brauchen. Anschließend werden Dorfbewohner von der Armee beschuldigt, mit den Rebellen zu kollaborieren – oder von den Rebellen, mit den Soldaten zu paktieren.

Immer mehr Dorfgemeinschaften wehren sich gegen die bewaffneten Eindringlinge, 40 von ihnen erklärten sich zu „Zonen des Friedens“. Doch wie verteidigt man diesen Status gegen die Militärs? „Unsere einzige Waffe ist das Wort“, sagt Pater Bert Layson, der die Dörfer zu einem Netzwerk verbindet. Er verhandelt immer wieder mit Rebellen und der Armee, kennt die Handy-Nummern von Kommandantes genauso wie von Offizieren. Christen und Muslime arbeiten einträchtig in seiner Organisation, das verstärkt den Status der Neutralität. Direkt hinter seinem Büro im Konvent der Unbefleckten Empfängnis hat der Pater einen Gebetsraum für die Verneigung gen Mekka eingerichtet. Als besonders wirkungsvoll erweisen sich die Patrouillen der von ihm gegründeten Waffenstillstands-Wacht. Pater Bert rüstete 60 Reisbauern mit Handys aus; sie melden jeden Verstoß gegen die Waffenruhe auf Mindanao per SMS an die Zentrale, wie eine effektive, menschliche Alarmanlage. Registrieren sie einen Überfall in



einem Dorf, rücken Teams aus, die den Tathergang untersuchen und per Fotos und Film dokumentieren. In allen schwereren Fällen werden die Medien informiert – eine weitere Methode, um Licht ins auf Heimlichkeit angelegte Kriegsgeschehen zu bringen.

**10 Friedensstifter kennen sich selbst. Deshalb schätzen sie ihre Möglichkeiten realistisch ein, haben ihre Emotionen im Griff, sind zu Selbstkritik fähig. Sie streben nach innerem Frieden. Aufgrund einer gefestigten eigenen Identität und ihrer Lebenserfahrung können sie sich konstruktiv mit anderen auseinandersetzen.**

„Ich kenn´ mich doch!“ Ein großer Satz, gelassen ausgesprochen. Denn wer kann eigentlich guten Gewissens von sich behaupten, wirklich zu wissen, wer er ist? Mit Menschen ist es wie mit dem Meer: Wir bewegen uns meist an der Oberfläche, doch das wahre Leben spielt sich unter der Oberfläche ab, in den Tiefen. Dort, wo man selten hinsieht, sammeln sich unsere geheimen Wünsche, verborgenen Motive, nie zugestandenen Begierden, verdrängten Ängste. Das Wissen über diese Tiefen ist eine der wichtigsten Grundlagen für Empathie überhaupt. Als Daumenregel gilt: Je besser man sich selbst versteht, desto besser kann man sich in andere einfühlen. Dieser Zusammenhang gilt auch umgekehrt. Psychologen haben beobachtet, dass Konflikte zwischen Menschen immer dann eskalieren, wenn die Beteiligten wenig über ihre eigene Persönlichkeit wissen. Das liegt daran, dass sich die Streitpunkte, die auf dem Tisch liegen, nicht konstruktiv bearbeiten lassen, wenn es eine „verborgene Agenda“ gibt, wenn die Beteiligten Ziele und Wünsche haben, von denen sie selbst nicht einmal etwas ahnen. Ein Beispiel aus dem Arbeitsalltag: Ein Angestellter kommt zu seinem Chef und fordert eine Gehaltserhöhung. Der Chef lehnt ab: „Die aktuelle konjunkturelle Lage... müssen alle sparen... das geben die Gewinne nicht her...“ Doch der Angestellte beharrt auf seiner Forderung: „Die gestiegenen Kosten... die Familie... gute Leistungen in den vergangenen Jahren...“ Unvereinbare Gegensätze, so scheint es.

Matthias Schraner, der fast 20 Jahre lang für die Polizei bei Geiselnahmen die Verhandlungen führte, hat jedoch die Erfahrung gemacht, dass es selten nur um die Sache geht, in diesem Fall Geld, die offiziell zur Debatte steht. „Wenn nur rationale Argumente zählten, warum würden Menschen immer wieder Geiseln nehmen, wo es doch bislang keinen erfolgreichen Fall gab?“ In Wirklichkeit geht es den Gangstern um Aufmerksamkeit, um soziale Anerkennung. Das gleiche Motiv, so Schraner, kann sich hinter der Forderung nach einer

Gehaltserhöhung verbergen. Sie ist möglicherweise ein Ausdruck dafür, dass ein Mitarbeiter sich und seine Arbeit nicht geschätzt fühlt, dass er sich über einen arroganten Kollegen ärgert, der mehr verdient, oder einfach nur vom Chef anerkannt und beachtet werden will. In diesem Fall könnte ein schnellerer Rechner oder ein größeres Büro den Mitarbeiter vielleicht sogar glücklicher machen als ein finanzieller Bonus – und schon löst sich der starre Frontverlauf zwischen Chef und Angestelltem auf. „Verhandeln Sie nie eine Forderung, sondern immer die Motive“, rät Schraner.

Dazu muss man sich jedoch in die Beweggründe des anderen einfühlen können – womit wir wieder beim psychologischen Wissen wären, das jeder erfolgreiche Konfliktlöser braucht. Seine Fähigkeit zur Selbstreflexion schließt ein, die eigene Rolle in Gruppen richtig einschätzen zu können. Bin ich der Leitwolf, der alles an sich reißt? Oder das Mauerblümchen, das mitmacht und sich anpasst? Die Diplomatin, die gern beschwichtigt? Der Kontrolletti, der andern nie vertraut und deshalb jeden ihrer Schritte überwachen möchte? Der Typ Liebkind-mit-allem, der es in seiner Harmoniesucht allen recht machen möchte? Sobald ich meine Verhaltensmuster kenne, verlieren sie ihre manipulative Macht über mich.

Illusionen über sich selbst existieren nicht nur auf der persönlichen Ebene, sie geistern auch durch ganze Gesellschaften. In welche Konfliktregionen die Peace Counts-Reporter auch reisen, wen sie auch befragen: Sie treffen immer nur Opfer! Und nicht wenige dieser Opfer sind bis an die Zähne bewaffnet. In Nordirland begegnen sie nur Katholiken, die unter den Angriffen der Protestanten gelitten hatten, und Protestanten, die sich von der IRA terrorisiert fühlten. Israelis deuten auf die Zivilisten, die zu unschuldigen Opfern von Selbstmordattentaten werden, Palästinenser sehen sich als ohnmächtig Unterdrückte der israelischen Militärdiktatur. Je weiter ein Konflikt zurückreicht, desto krasser werden die Verzerrungen: Überall nur Opfer, keine Täter weit und breit zu sehen!

Der spirituelle Lehrer OM C. Parkin sagt: „Menschen mit reinem Opferbewusstsein sind nicht erkenntnisfähig, nicht einsichtig in das Wesen der Dinge.“ Unter anderem verkennen sie, dass sie früher oder später ihren Status als Rechtfertigung ausnutzen, um selbst zuzuschlagen. Manchmal als Verteidigung bemäntelt, manchmal offen als Rache deklariert. „Der Schwächere wird zum Täter, sobald er sich stärker fühlt; dann nutzt er seine Stärke und übt selbst Gewalt aus. Grausame Momente geschehen nicht plötzlich und nicht zufällig,“ meint Parkin, „sondern sie haben eine Geschichte innerer Gewaltprozesse.“ ([www.peace-counts.org](http://www.peace-counts.org): „Der äußere Frieden folgt dem inneren.“)

Der Opferstatus ist heiß begehrt. Wer seine Anerkennung durchsetzt, hat es geschafft: Er gehört zu den Guten, er trägt

keine Verantwortung für das, was geschieht. Das zahlt sich auch international aus, wenn es um die Verteilung von politischer Unterstützung und Hilfsgeldern geht: alle Sympathie den Opfern.

Wo sich die Kriegsbeteiligten über ihre tatsächliche Rolle hinwegtäuschen, wird es um so wichtiger, dass Friedensmacher, die als Dritte Partei eingreifen, sich selbst richtig einzuschätzen wissen, die eigenen Motive und Bedürfnisse, Stärken und Schwächen. Und dass sie diese Fähigkeit zur Selbsterforschung weitergeben.

Bei einer Schule der besonderen Art steht diese Fähigkeit sogar auf dem Stundenplan. Eine halbe Autostunde von Jerusalem entfernt liegt der Ort Neve Shalom/Wahat al-Salam. Vor dreißig Jahren entschlossen sich 20 jüdische und 20 arabische Familien, der Welt zu zeigen, dass die beiden Volksgruppen friedlich zusammen leben können. Sie machen vor, wie sich Macht fair teilen lässt und Integration möglich ist, ohne dass eine Seite ihre Identität verleugnen oder aufgeben muss. Ein ganzes Dorf als Oase des Friedens. Und siehe da, das Modell funktioniert. Misstrauisch bäugelt von den Nachbargemeinden, aber als lebendige Gemeinschaft. Eines ihrer Projekte, das weltweit beachtet wird, ist die dorfeigene School for Peace. Sie bringt junge Israelis und Palästinenser aus dem ganzen Land in so genannten Encounter Groups zusammen. Diese Begegnungs- und Diskussionsgruppen unterscheiden sich wohltuend von der vielerorts praktizierten Friedensfolklore mit ihren telegenen Ritualen: Camps mit Jugendlichen beider Seiten, die zusammen kochen, basteln, Fußball spielen und Lieder singen, Momente der Harmonie, die gut aussehen, Ahmed und Ariel Arm in Arm, so was lässt sich den Sponsoren gut verkaufen. Allein: Nach dem Ende solcher Veranstaltungen kehrt Ariel vielleicht nach Tel Aviv zurück und genießt das Strandleben, während Ahmed weiter in seinem staubigen Dorf in der Westbank lebt. Friedensfolklore verdeckt den Konflikt für einen Moment, löst ihn aber nicht.

Ganz anders die Methodik der School of Peace. Die Kurse zielen darauf, den Jugendlichen im ersten Schritt deutlich zu machen, worin die kulturellen und sozialen Unterschiede zwischen ihnen bestehen. Das Trennende wird bewusst gemacht, diskutierend und provozierend, oft tränenreich und schmerzlich. „Aber nur Menschen, die sich ihrer Identität bewusst sind, können offen auf Menschen mit andersartigem Wesen zugehen“, sagt Nava Sonnenschein, die Direktorin. Im zweiten Schritt lernen die Schüler, dass es gar nicht darum geht, ob Ariel und Ahmed sich persönlich mögen oder nicht. Das ist schwierig zu vermitteln, denn es widerspricht einer alltäglichen Erfahrung: „Unser Gefühl sagt uns, Menschen müssten sich nur richtig kennenlernen, um Hass und Vorurtei-

le abzubauen,“ erklärt Sonnenschein, „doch Verständnis und Mitgefühl allein können Konflikte zwischen Gruppen nicht lösen.“

Stattdessen vermittelt die School of Peace, dass Gewalt strukturelle Ursachen hat – wirtschaftliche, politische, kulturelle und historische –, die weit über die persönliche Ebene hinausgehen. Erst im dritten Schritt, dem „kritischen Dialog“, versuchen die Israelis und Palästinenser Gemeinsamkeiten zu finden und Visionen für den Frieden zu entwickeln, die sie für machbar halten.

Eine harte Schule, das gibt Nava Sonnenschein zu, „aber diese Begegnungen verändern die jungen Leute dauerhaft, das zeigen wissenschaftliche Langzeitstudien.“ Delegationen aus anderen Konfliktregionen besuchen Neve Shalom/Wahat al-Salam, nordirische Katholiken und Protestanten treffen sich, Weiße und Schwarze aus Südafrika, griechische und türkische Zyprioten. 35.000 Teilnehmer haben die School of Peace schon durchlaufen, 400 Menschen bekamen eine Ausbildung als Moderator und arbeiten heute in Friedensprojekten in Israel und dem Ausland. Auf diese Weise wird aus der Friedensschule ein fliegendes Klassenzimmer, das seine Methode weltweit exportiert ([www.peace-counts.org](http://www.peace-counts.org): „School for Peace – Lernort für faire Gespräche“).

### Peace is possible

Jeder Mensch sehnt sich nach Frieden. Jeder will in stabilen, sicheren Verhältnissen leben, jeder wünscht sich inneren Frieden, die vollkommene Seelenruhe. Von dieser Sehnsucht sind all die heimlichen Helden getrieben, die sich als Mitglieder der Zivilgesellschaft für stabile und demokratische Verhältnisse in ihrer Heimat engagieren. Doch warum, lautet der berechtigte Einwand, gelingt es angesichts dieser universal gültigen Sehnsucht nicht, den Krieg komplett abzuschaffen? Das liegt an gegenläufigen Kräften, mit denen sich Friedensmacher konfrontiert sehen und die sich auf eine „6P-Formel“ bringen lassen:

- Profitgier – sich das Eigentum anderer einverleiben wollen: Jenseits des Gartenzauns ist das Gras immer grüner ...
- Panik – tiefliegende Ängste vor dem Anderen, Fremden
- Profilierung – Krieg ermöglicht Karrieren, schafft neue Eliten
- Propaganda – einseitige Information verzerrt die tatsächliche Interessenlage
- Politikalkül – Parteifunktionäre heizen Konflikte für strategische Vorteile an
- Primitivität – Dummheit lässt sich ebenso wenig ausrotten wie Krieg.

Unter anderem aus diesen Gründen ist es der Menschheit bisher nicht gelungen, den „ewigen Frieden“ zu schaffen.

Wenn man jedoch den „kleinen Frieden“ zum Maßstab für den Erfolg der Engagierten nimmt, sieht die Lage gar nicht so schlecht aus. Die Zahl der bewaffneten Konflikte ist in den vergangenen Jahren leicht gesunken. In den vergangenen anderthalb Jahrzehnten, so rechnet die kanadische Organisation Ploughshares vor, wurden Konflikte in 35 Staaten beendet; ihre Liste nennt unter anderem Ost-Timor, Mosambik, Namibia, Südafrika, Peru, Ecuador, El Salvador, Türkei, Nordirland, Tadschikistan und Vietnam. Jedes dieser Länder sorgte während der Kampfhandlungen für Schlagzeilen; als jedoch der Frieden gelang, zog die Karawane der Kriegsreporter weiter.

Peace is possible! Auf diesen kurzen Nenner lässt sich das Ergebnis der weltweiten Expedition Peace Counts bringen. In all jenen Gebieten, die in den Abendnachrichten nur als Brennpunkte vorkommen, trafen sie Menschen und Initiativen, die für das andere: für optimistisches Engagement und konstruktive Lösungen, für Mut, Kreativität und Intelligenz. Früher wurden uns als Vorbilder für Frieden immer historische Gestalten wie Mahatma Gandhi, Martin Luther King und Mutter Teresa empfohlen. Doch der Effekt war zwiespältig, weil sich in die Bewunderung gleich der Zweifel mischte: Das sind absolute Giganten, nie werde ich nachmachen können, was sie vorgemacht haben! Anders die Erfolgsgeschichten, die in diesem Buch erzählt werden. Sie handeln von anfassbaren Menschen mit Adresse, Telefonnummer und E-Mail-Adresse, und ihre Botschaft lautet: Man muss weder Heiliger noch Held sein, um sich zu engagieren. Frieden ist machbar! Und seine Macher sind Menschen.

*Michael Gleich*  
*Peace Counts project*

## Nachrichtenfaktoren

### nach Galtung / Ruge 1965

#### F1 Frequenz

Je mehr der zeitliche Ablauf eines Ereignisses der Erscheinungsperiodik der Medien entspricht, desto wahrscheinlicher wird das Ereignis zur Nachricht.

#### F2 Schwellenfaktor (absolute Intensität, Intensitätszunahme)

Es gibt einen bestimmten Schwellenwert der Auffälligkeit, den ein Ereignis überschreiten muss, damit es registriert wird.

#### F3 Eindeutigkeit

Je eindeutiger und überschaubarer ein Ereignis ist, desto eher wird es zur Nachricht.

#### F4 Bedeutsamkeit (kulturelle Nähe / Betroffenheit, Relevanz)

Je größer die Tragweite eines Ereignisses, je mehr es persönliche Betroffenheit auslöst, desto eher wird es zur Nachricht.

#### F5 Konsonanz (Erwartung, Wünschbarkeit)

Je mehr ein Ereignis mit vorhandenen Vorstellungen und Erwartungen übereinstimmt, desto eher wird es zur Nachricht.

#### F6 Überraschung (Unvorhersehbarkeit, Seltenheit)

Überraschendes (Unvorhersehbares, Seltenes) hat die größte Chance, zur Nachricht zu werden, allerdings nur dann, wenn es im Rahmen der Erwartungen überraschend ist.

#### F7 Kontinuität

Ein Ereignis, das bereits als Nachricht definiert ist, hat eine hohe Chance, von den Medien auch weiterhin beachtet zu werden.

#### F8 Variation

Der Schwellenwert für die Beachtung eines Ereignisses ist niedriger, wenn es zur Ausbalancierung und Variation des gesamten Nachrichtenbildes beiträgt.

#### F9 Bezug auf Elite-Nation

Ereignisse, die Elite-Nationen betreffen (wirtschaftlich oder militärisch mächtige Nationen), haben einen überproportional hohen Nachrichtenwert.

#### F10 Bezug auf Elite-Personen

Entsprechendes gilt für Elite-Personen, d. h. prominente und/oder mächtige, einflussreiche Personen.

#### F11 Personalisierung

Je stärker ein Ereignis personalisiert ist, sich im Handeln oder Schicksal von Personen darstellt, desto eher wird es zur Nachricht.

#### F12 Negativismus

Je „negativer“ ein Ereignis, je mehr es auf Konflikt, Kontroverse, Aggression, Zerstörung oder Tod bezogen ist, desto stärker wird es von den Medien beachtet.

*Quelle: Elisabeth Noelle-Neumann u.a. (Hrsg.): Fischer Lexikon Publizistik. Massenkommunikation. Fischer: Frankfurt/M. 2000, S.331*

## Kriegsbilder oder Wandel des Entsetzlichen

### Christian Hörburger

„Eine Fotografie gilt als unwiderleglicher Beweis dafür, dass ein bestimmtes Ereignis sich tatsächlich so abgespielt hat. Das Bild mag verzerren; immer aber besteht der Grund zur Annahme, dass etwas existiert – oder existiert hat –, das dem gleicht, was auf dem Bild zu sehen ist.“<sup>[1]</sup> Das betont die amerikanische Essayistin und Journalistin Susan Sontag mit Vorsicht und Bedacht. Die Fotografie – und wir fügen hinzu auch der Film, zumal der dokumentarische – sei zu einem der wichtigsten Hilfsmittel geworden, um eine Erfahrung zu machen, um den Anschein der Teilnahme an irgend etwas zu erwecken.

Selbst das propagandistisch montierte Schaubild einer deutschen Kriegswochenschau kann für sich noch in Anspruch nehmen, wenigstens Partikel einer vorgefundenen Situation zu reflektieren. In den „Zwölf Geboten für Filmbereichterstatte“ hieß es im Kriegssommer 1943 u.a.: „Du sollst immer daran denken, dass durch Deinen persönlichen Einsatz Millionen an dem Weltgeschehen teilnehmen, und dass Du den gegenwärtigen und kommenden Geschlechtern eine wahrheitsgetreue und lebendige Darstellung des gigantische Ringens um Deutschlands Größe durch Deine Arbeit geben musst.“<sup>[2]</sup> Natürlich wurde, wie wir wissen, mit Bild und Ton gewaltig manipuliert, das gilt schon allein für die routinemäßigen und orchestralen Nachvertonungen, die in Berlin jeweils vorgenommen wurden. Es gibt indessen auch Material von deutschen Kriegswochenschauen, das in seinem Eskapismus und monumentalen Lyrismen in fataler Weise mit jenen aussparenden Bildsequenzen konkurrieren kann, die wir beispielweise aus den jüngsten Militäreinsätzen in Afghanistan kennen. Ich denke hierbei an eine Wochenschau aus dem Jahre 1942, die den Einsatz deutscher Gebirgsjäger im Kaukasus dokumentiert. In einer monumentalen Bergwelt zwischen Schnee und Eis bleibt der „Feind“ im Bild vollständig ausgeklammert und kann nur im Off-Kommentar beschworen werden. Opfer sind in dieser erhabenen Silhouette nicht zu sehen, dafür markig angeschnittene Männer und Geschütze – ganz Riefenstahl-Schule. Eine Ding- und kriegerische Subjektwelt kommt zu Wort, die noch in der Abgeschiedenheit von 3548 Metern über dem Meeresspiegel ganz und gar dem Irrealis verpflichtet ist. Obwohl mit großer Wahrscheinlichkeit authentisches Bilddokument, montiert der Schnitt eine Kriegswelt zu einer ästhetisch durchaus anrührenden Scheinwelt, die die Faktoren hinter den Fakten kaum noch durchschimmern lässt.

Diese ausklammernde und euphemistisch bemäntelnde Bildersprache in schwarz-weiß ist der neusten, gleichwohl farbigen, Bildersprache aus Afghanistan, wie wir sie vor allem im Dezember des vergangenen Jahres zu Gesicht bekamen, streng genommen, sehr verwandt. Die Ästhetisierung des Krieges zu pittoresken Momentaufnahmen aus dem Hindu-kusch, die Harmonisierung des Todes, der Armut und des Elends zu touristischen Dia-Sequenzen war diesen Bildauschnitten eigen. Dabei ist es zunächst zweitrangig festzustellen, dass andere Bilder und Einstellungen wegen US-amerikanischer Zensurmaßnahmen kaum oder gar nicht möglich waren.

Wer zum Beispiel am 12. Dezember 2001 bei der Deutschen Presseagentur sich Bildmaterial aus Afghanistan einkaufen wollte, der konnte zwar aus hunderten von Bildern auswählen, doch die Ikonographie dieser Momentaufnahmen zeigte ein nahezu spannungsloses und vermeintlich befriedetes Land, Stillleben bescheidener Hütten, allenfalls Soldaten und Kämpfer, die den Krieg schon lange hinter sich hatten. Dann natürlich wieder Fotos agierender Eliten, nicht aber die Gesichter der namenlosen Zivilbevölkerung und ihrer Opfer.

Die dpa-Bildunterschriften sind für die sprachlose Beliebigkeit bezeichnend und Ausdruck des informatorischen Defizits: „Ein afghanischer Kämpfer bewacht erbeutete Munition des Alkaida-Netzwerk“, „Der Gouverneur von Kandahar, Gul Agha, gibt eine Pressekonferenz“, „Gul Agha begrüßt eine Journalistin vor dem Sitz des Gouverneurs“, „Mudschaheddin-Kämpfer beschlagnahmen einen Panzer der Taliban bei Melawa“, „US-Flugzeuge und Cruise Missiles haben das Haus von Taliban-Führer Omar zerstört“, „US-Marines fliegen in die Region bei Kandahar“ etc. In die Erinnerung des Fernsehzuschauers haben sich in diesem Zusammenhang auch jene anonymisierten Flugzeugaufnahmen eingegraben, die auf stahlblauem Himmel zwei Kondensstreifen zeigten, Sinnbild einer immer tätigen Luftwaffe über Lufträumen im Fernen Osten. (dpa veröffentlicht solche mythisch entfremdeten Fotos mehrfach, zum Beispiel auch am 10. November 2001.) Militärische Gewalt reduziert sich in solchen Bildern notwendig zu einer ästhetischen Auseinandersetzung und Gravur an einem fernen Himmel. Obwohl ARD- und ZDF-Korrespondenten, wenn nicht vor Ort in Kabul, so doch in den benachbarten Anrainerstaaten wie Pakistan oder bei der oppositionellen Nordallianz zugegen waren, vermochten sie nur wenig gegen die gesteuerte Desinformation in Wort und Bild auszurichten. Christoph Schult meinte in diesem Zusammenhang fast resignierend: „Nie zuvor war es für Journalisten so schwierig, einen Krieg zu

beschreiben wie jetzt in Afghanistan. Die Berichtersteller sind den Propagandisten der Kriegsparteien ausgeliefert. Ihre Methoden zur Manipulation der Medien haben die Militärs in den vergangenen 150 Jahren zur Perfektion gebracht.“[3]

[1] Susan Sontag: In Platos Höhle. In: S. Sontag: Über Fotografie. München/Wien 1989, S. 11.

[2] Zitiert nach Kay Hoffmann: Die Deutsche Wochenschau. Vortrag, gehalten am 7.12.2001 in Stuttgart.

[3] Christoph Schult: Lügen für den Sieg, in: Spiegel, 10. Oktober 2001.

*Christian Hörburger in: TV-Diskurs Nr. 21/Juli 2002. S. 44-49.*

## Merkmale der Kriegsberichterstattung aus historischer Perspektive

### Antike

- Feldherr, Schreiber und Bote als Kriegsberichtersteller
- Ziele: Desinformation des Gegners, Beeinflussung der öffentlichen Meinung, Erzeugung von Ruhm

### Frühes 19. Jahrhundert

- Entwicklung von „Massen“medien und „Massen“krieg
- erste „unabhängige“ Kriegsberichtersteller
- Zielerweiterung: Auflagensteigerung durch Kriegsberichte
- Krimkrieg als erster „Pressekrieg“
- Präzedenzfall: die Zensur im Krimkrieg (1856)

### Das „Goldene Zeitalter“ von 1860 bis 1914

- Institutionalisierung des Berufstandes der Kriegskorrespondenten
- Mediale Inszenierung von Krieg als „fernes Abenteuer“
- Neue Technologien (Fotografie, Telegrafie – neuer Aktualitätshorizont)

### Der Erste Weltkrieg

- Aufbau großer Propagandaapparate zur „geistigen Kriegsführung“
- starre und restriktive Handhabung von Zensur und Presse lenkung
- Wirkungshypothese: „Versagen der Publizistik“ bei der Erzeugung von Kriegsbegeisterung

### Der Zweite Weltkrieg

- Expansion und Perfektionierung der Informationslenkung:

Von der Zensur und Nachrichtensperre zum Informationsmanagement

- Erster Kriegseinsatz von Hörfunk und Film

### Der Vietnamkrieg

- Fernsehberichterstattung ermöglicht ersten „Krieg im Wohnzimmer“
- Erster (und bisher einziger) Krieg ohne offizielle Zensur
- Wirkungshypothese: Medienberichterstattung erzeugt Anti-Kriegs-Stimmung

### Vom Falklandkrieg bis heute

- Kriege ohne „journalistische Zeugen“
- „Echtzeit“-Berichte über den Krieg durch Satellitentechnologie

*Martin Löffelholz (Hrsg.): Krieg als Medienereignis. Opladen 1993.*

## Bildjournalismus im Krieg

### 4. Aber sind die Bilder auch „echt“ ?

Immer wieder taucht in der Diskussion über Sinn und Unsinn der Kriegsberichterstattung die Frage nach deren Authentizität auf - nicht nur im Zusammenhang mit instrumentalisierten und für Propagandazwecke eingespannten Medien. Die Versuchung vor Ort, einem guten Bild noch etwas nachzuhelfen, hat bestimmt schon den ehrenwertesten Fotojournalisten gepackt. Manch böse Geschichte über Manipulationen, ob wahr oder erfunden, macht die Runde: zum Beispiel über den Fotografen, der dem Elend der kosovo-albanischen Kinder im Flüchtlingscamp noch eins drauf gab, indem er ihnen fürs Foto Lehm ins Gesicht schmierte.

In den Wirren eines Krisenherdes ist die Arbeit der Medienschaffenden kaum zu kontrollieren. Manche Fotografen stehen sogar offen dazu, dass einige ihrer Bilder gestellt sind - beispielsweise das ikonenhafte Foto, welches US-Marineinfanteristen zeigt, die im Zweiten Weltkrieg auf der japanischen Pazifikinsel Iwo Jima die amerikanische Flagge hissen. Das Foto, das einer biblischen Szene entspringen sein könnte, bescherte 1945 dem Agenturfotografen Joe Rosenthal den Pulitzerpreis. Die Aufnahme entstand auf die Bitte von Rosenthal hin, der diese Szene zuvor beobachtet hatte: Die Soldaten kamen seinem Wunsch gerne nach und richteten den Fahnenmast ein zweites Mal auf.

### 5. Leichen reichen nicht

Ist es moralisch verwerflich, die von Plünderern verstreuten Habseligkeiten eines gefallenen Vietcong etwas kameragechter zu drapieren? Don McCullin, der den nordvietnamesischen Soldaten 1968 fotografierte, öffnete ein Album des Toten mit Bildern von Familienangehörigen. Der bloße Körper war dem Fotografen offenbar kein ausreichendes Zeugnis einer sinnlosen Gewalteskalation - und mit dieser Einschätzung hatte er wohl recht.

„Gebt den Opfern ein Gesicht!“ heißt derzeit die Maxime der Kriegsberichterstattung. Gefragt sind Aufnahmen, die die Geschichte hinter der Geschichte erzählen, die den Betrachter subjektiv anrühren, die intelligent komponiert und nah dran am Elend der Leidtragenden sind. Allerdings muss sich der Fotograf bewusst sein, dass er damit oft ebenso dem Voyeurismus zudient, wie der Kollege mit Horrorbildern im Gepäck.

„Sind deine Bilder nicht gut genug, warst du nicht nahe genug dran.“ Bis zum Ende des Vietnamkrieges geisterte der Aus-

spruch des wohl berühmtesten Kriegsfotografen - Robert Capa - in den Köpfen der ehrgeizigen Fotoreporter: Capa meinte damit eher die physische Nähe zu Kampfhandlungen, Granateinschlägen und Tod. Robert Capa starb im 1954 im Koreakrieg nach einem Tritt auf eine Landmine. Tatsächlich entspricht auch sein Zitat durchaus der Wahrheit: Wie wäre sonst das Bild des Fotografen Huynh Cong Nick Ut mit dem schreienden vietnamesischen Mädchen entstanden, das am 8. Juni 1972 vor dem Höllenfeuer eines amerikanischen Napalmabwurfs flüchtet, nachdem es sich die Kleider vom Leib gerissen hat? Nick Ut musste nicht „möglichst nah draufhalten“, um dem Betrachter das Grauen des Krieges vor Augen zu führen. Das Foto entstand aus einigen Metern.

Distanz zum Mädchen - aber doch mittendrin im Inferno. Das Foto löste weltweite Empörung aus und gab den Kriegsgegnern in Amerika mächtigen Auftrieb. Sogar "gestandene" amerikanische Bürger fanden die Ereignisse im fernen Vietnam nun plötzlich empörend.

### 6. Heute werden Kriege „sauber“ geführt

Angesichts des Aufmarsches an Hightech-Waffen kommen bei Kriegen der ersten Welt Menschen kaum mehr zu Schaden, jedenfalls vermittelt diesen Eindruck die Art der Berichterstattung. CNN kreiert für jeden neuen Krieg ein individuelles Logo. Die Flieger, umwabert von Dampfchwaden des Startkaptapults eines Flugzeugträgers, ermöglichen höchst ästhetische Aufnahmen. Sie kündigen die grünlich flimmernden Videobilder der Bordkameras an, die von der Airforce zur Verfügung gestellt werden: Die Zuschauer werden Zeuge, wie die lasergesteuerten Bomben punktgenau das Schlafzimmer des jugoslawischen Staatspräsidenten treffen. So nah war man noch nie dran am Ort des Geschehens. Und gleichzeitig so fern die Bilder erlöschen im Moment der Explosion. Nichts bleibt zurück. Keine Opfer - keine Trümmer. Die „Smart Bombs“ hinterlassen keine Spuren. Schon gar nicht in den Köpfen der Medienkonsumenten, sofern diese ausschließlich mit den offiziellen Bildern gefüttert werden.

Das Dilemma bei der Vermittlung von Kriegereignissen ist, dass die Journalisten heute gar keinen Zugang mehr zu Gebieten finden, wo „Kollateralschäden“ passieren. Oft bieten die abgekehrten Flüchtlinge, die zu Tausenden in die Lager strömen, die einzigen Sujets, die ans Elend erinnern. In Vietnam war die Presse noch live mit dabei, als amerikanische Boys brandschatzten, töteten oder selber starben. Meist flogen die Reporterteams gleich in den Armeehubschraubern mit zum Einsatz und zurück.

Die Militärs haben aus den Fehlern der Vergangenheit gelernt:

Die offizielle Medienstelle einer modernen Streitkraft arbeitet höchst effizient. Immer nach dem Grundsatz der freien Meinungsbildung - „sofern dieser nicht höhere, staatsicherheitspolitische Interessen in Frage stellt“ (Weisung der „Abteilung Presse und Funkspruch APF“ der Schweizer Armee). Die Verwüstungen, welche eine fehlgelenkte Cruise Missile anrichtet, tangieren wohl diese Interessen. Entsprechende Gebiete werden hermetisch abgeriegelt. Noch verkaufen jene Fotografen die meisten Bilder, die ihr Material während eines halben Tages digital an die Redaktionen übermitteln können. Qualität ist dabei selten gefragt. Gerade die inflationäre Bilderflut zwingt jedoch zu neuen Ansätzen - zum Beispiel zur Bereitschaft, wieder auf Menschen zuzugehen.

Den Opfern ein Gesicht geben: Das heißt, der Fotograf nimmt an ihrem Schicksal teil. Das Entsetzen, das sich in den Augen eines traumatisierten Kriegskindes widerzuspiegeln scheint, ist weit schwerer zu ertragen als der Anblick eines Erschossenen am Strassenrand.

*Fabian Biasio: Wo Menschenleben wenig zählen. Bildjournalismus im Krieg. In: Sicherheit und Frieden 3/2000, S. 248- 252, Auszug*



## Friedensjournalismus – 10 Regeln

1. In jedem Krieg sollte der Journalist sich bemühen, seine Story von allen Seiten zu beleuchten.
2. Im Krieg sollten die Medien darauf drängen, Zugang zu Ereignissen, Menschen und Themen zu bekommen.
3. Um eine umfassende Berichterstattung zu gewährleisten, sollten Journalisten Eliten nicht übermäßig als Quellen nutzen, sondern bestrebt sein, verschiedene „Autoritäten“ und „Experten“ ausfindig zu machen.
4. Es wäre vernünftig, wenn die Medien in ihrer Kriegsberichterstattung eine Glorifizierung der Technologie vermeiden würden.
5. So inhuman es auch scheinen mag, die Medien sollten nicht darauf verzichten, auch drastisch-anschauliches Material („blood-and-guts“-Stories) zu verwenden, nur weil einige so etwas als abstoßend empfinden.
6. Die Medien sollten sinnvolle und gut geschriebene Berichte über „normale Leute“ anbieten. Denn damit können sie eine personalisierte Darstellung des Krieges präsentieren, die auch angebracht ist.
7. Die Medien können eine Vielzahl von Stories anbieten – und das schließt Hintergrundberichte ausdrücklich ein.
8. Die Medien müssen sich bewusst sein, dass „Nachrichtemacher“ versuchen, sie zu manipulieren.
9. Es ist eine Gefahr, wenn Medien oder Journalisten selbst zur Nachricht werden. Das Problem liegt in der Ablenkung der öffentlichen Aufmerksamkeit von den wahren Problemen des Krieges.
10. Es ist wichtig, dass Nachrichtenmedien in ihrer Berichterstattung Friedensinitiativen thematisieren und fördern. Die Presse kann eine zentrale Rolle bei Konfliktlösungsversuchen spielen und friedliche Lösungen fördern.

*Vgl. Richard C. Vincent / Johan Galtung: Krisenkommunikation morgen. Zehn Vorschläge für eine andere Kriegsberichterstattung. In: Martin Löffelholz (Hrsg.): Krieg als Medienereignis. Grundlagen und Perspektiven der Krisenkommunikation. Westdeutscher Verlag, Opladen 1993, S. 177-211.*

## Journalisten für den Frieden

### Thesen von Johan Galtung

#### Friedens-Journalismus ist

1. Friedens- und konfliktorientiert, das heißt er
  - untersucht die Konfliktenstehung und Konfliktparteien, ihre Ziele und deren Folgen, ist win-win-orientiert
  - behandelt viel Zeit und viel Raum, da Ursachen und Folgen vielschichtig und auch in der Geschichte und Kultur zu suchen sind
  - macht Konflikte transparent
  - gibt allen Seiten eine Stimme, fühlt sich ein und versucht zu verstehen
  - stellt den Konflikt/Krieg als Problem dar und konzentriert sich auf kreative Lösungen
  - lässt allen Seiten die Menschlichkeit, egal wie schlimm die Waffen sind
  - berichtet pro-aktiv, das heißt bevor es zur Gewalt kommt
  - konzentriert sich auf die unsichtbaren Kriegsfolgen (Traumatisierung und Verherrlichung, Zerstörung von Strukturen)
2. Wahrheitsorientiert, das heißt er
  - stellt die Lügen aller Seiten dar
  - deckt alle Verschleierungslügen auf
3. Volkorientiert, das heißt er
  - zeigt das Leiden aller: der Frauen, Alten, Kinder, gibt ihnen eine Stimme
  - nennt alle Übeltäter
  - schaut auf Friedensmacher im Volk
4. Lösungsorientiert, das heißt er
  - versteht Frieden als Gewaltfreiheit und Kreativität
  - stellt Friedensinitiativen heraus, um neue Kriege zu verhindern
  - konzentriert sich auf Strukturen, Kultur, die friedliche Gesellschaft
  - berichtet über die Folgen des Krieges: Lösung, Wiederaufbau, Versöhnung

- konzentriert sich auf eine Darstellung der Konfliktaustragung, Polarisierung, des Siegs und ist nullsummenorientiert
  - behandelt begrenzten Raum und begrenzte Zeit sowie Ursachen nach dem Motto: Wer warf den ersten Stein?
  - macht den Krieg undurchsichtig, geheimnisvoll
  - unterscheidet Journalismus „von uns“ von dem „der Anderen“ (Propaganda)
  - sieht die „Anderen“ als Problem, konzentriert sich auf die Erfolgreichen des Krieges
  - „entmenschlicht“ die anderen, egal wie schlimm die Waffen sind
  - berichtet reaktiv, das heißt erst nachdem Gewalt ausgebrochen ist
  - konzentriert sich auf die sichtbaren Folgen der Gewalt (Zahl der Toten und Verletzten, Materialverluste)
2. Propagandaorientiert, das heißt er
    - stellt die Lügen der Anderen dar
    - deckt die Verschleierung der Anderen auf
  3. Elitenorientiert, das heißt er
    - zeigt „unser“ Leiden und spricht für die männliche Elite
    - nennt „deren“ Übeltäter
    - schaut auf Friedensstifter der Elite
  4. Ergebnisorientiert, das heißt er
    - versteht Frieden als Sieg, Niederlage und Waffenstillstand
    - verheimlicht Friedensinitiativen, so lange kein Ergebnis in Sicht ist
    - konzentriert sich auf Abkommen, Institutionen, die kontrollierte Gesellschaft
    - berichtet über Folgen dann, wenn der Krieg wieder aufflammt

*Prof. Dr. Johan Galtung: „Low Road - High Road“, erschienen in: „Track Two“, Vierteljahresschrift des Centre For Conflict Resolution And The Media Peace Centre, c/o UCT, Private Bag, 7701 Rondebosch, Republik Südafrika, Dezember 1998.*

#### Hass-Journalismus ist

1. Kriegs- und gewaltorientiert, das heißt er

## Grundorientierungen für einen Friedensjournalismus

Weg →Orientierung	Aufgaben	Strategien
Friedfertigkeit → Frieden / Konflikt	Konflikt darstellen	Eigene Befangenheit erkennen, Beteiligte, Ziele und Themen darstellen, Ursachen der Gewalt suchen, Vergleiche mit ähnlichen Konflikten, Geschichte, Konfliktlinien
	Alle Parteien als Menschen darstellen	‘celebrate otherness’ keine einfachen Zuordnungen und Stereotypen
	Allen eine Stimme geben	Kommunikation herstellen / fördern, in und zwischen allen Parteien Forum für Dialog / Emotionen bieten
	Gewalt als Problem	Alternativen aufzeigen, Effekte der Gewalt zeigen
	Prävention	Frühwarnsystem, Konflikte einordnen
	...	...
Wahrhaftigkeit → Wahrnehmung	Unwahrheiten aufdecken	Gegen Erwartungshaltung durchsetzen, „andere“ Seite zu Wort kommen lassen
	Herrschaftssystem nicht absolut setzen	Manipulationen enttarnen, kulturelle Gewalt aufdecken
	Eigene Widersprüche sehen	Eigene Arbeit, Position in Kultur und Mediensystem reflektieren, auch Wirkung des benutzten Mediums hinterfragen
	...	...
Empathie → Menschen	Wirklichkeit des Krieges zeigen	Abstrakte Gewalt greifbar machen, Raum für Emotionen
	Über den Dingen stehen und von innen berichten	Sachlichkeit kann unmenschlich sein, auf allen Seiten gibt es Gewalt und Widersprüche
	Menschen sind Friedensträger	Frieden entsteht in der Gesellschaft, neue journalistische Rollen
	...	...
Kompromissbereitschaft → Lösung	Frieden durch Kreativität	Suche nach Gemeinsamkeiten, Friedensinitiativen im Blick
	Frieden vermitteln	Zusammenleben ist möglich, Erkennen der Gründe für Konflikte zwischen Kulturen
	Friedliche Strukturen	Alternativen zur eigenen Gewaltlastigkeit, Mängel im System zeigen
	...	...

*Nadine Bilke: Friedensjournalismus: wie Medien deeskalierend berichten können. Münster 2002, S. 79.*

## Ball statt Revolver - John Jairo und der Straßenfußball

Uschi Entenmann

**Medellín ist die drittgrösste Stadt Kolumbiens und eine der gewalttätigsten Metropolen der Welt. Seit einigen Jahren läuft dort erfolgreich das Projekt „Fútbol por la Paz“, Fussball für den Frieden.**

Heute ist ein guter Tag. Erstmals kommt eine Mannschaft aus Medellíns Stadtviertel Manrique in die Comuna 13. Jeden Moment müssten die Spieler in ihrem klapprigen Lastwagen am Rand des Platzes auftauchen, wenn sie sich nicht im Gassengewirr zwischen den abertausend Häuschen und Hütten verfahren haben, die am Steilhang über Medellín kleben. Die Comuna 13 gilt als eine der gewalttätigsten Siedlungen Südamerikas, beherrscht von Mördern, Dealern und Dieben. Dennoch ist Carlos, 45, zuversichtlich: „Fussball ist das Einzige, was hier zählt. Nur über ihn kommt man an die Leute heran.“ Er schwenkt seine Pranke über die Gasse vor seiner Holzhütte, wo eine Horde Jungen einem eiförmigen Uraltball nachjagt. „Alle kicken. Fussball ist deshalb so ziemlich das Einzige, was alle respektieren.“

Die jungen Kicker der Comuna 13, die er betreut, hocken im Schatten vor dem betonierte Platz. Nur die 17-jährige Lisi trödelt noch beim Umziehen, streift ihre billigen Klunker von Ohren und Hals, schlüpft in ausgelatschte Fussballschuhe und in das blaurote Trikot mit dem Schriftzug „El Golombiao“, zusammengesetzt aus „Gol“ für Tor und „Colombia“ für Kolumbien. Dann spreizt sie sich in koketten Dehnübungen, die Wirkung erzielen. Wilmar schielt herüber. Er kommt grad aus seiner Hütte, die er ein paar Schritte vom Platz entfernt aus Abfallholz zusammengenagelt hat. Wilmar ist Anfang zwanzig und bolzt seit drei Jahren unter dem Emblem „El Golombiao“. Das Trikot schlottert um seine Brust, doch Wilmar hat einige Kraftakte geleistet, um in der Comuna 13 zu überleben.

„Viele meiner Freunde sind tot“, sagt er. „Es ist die Hölle hier.“ Linke und rechte Guerilla und Banden terrorisieren das Viertel. Wer bei den Behörden auspackt, wird liquidiert. Ein Verdacht genügt. „Einmal haben sie uns aus dem Bus geholt. Mich und ein paar Jungs liessen sie laufen. Die anderen fanden wir später. Verbrannt, mit abgezogenen Fingernägeln.“

### Ein Heer von Arbeitslosen

Gleich muss er aufs Spielfeld, denn inzwischen sind die

Gegner aus Manrique eingetroffen. Ihr Coach, der dicke John Jairo, 30, stapft auf Carlos zu. Beide sind aus demselben Holz geschnitzt, stammen aus Vierteln, in denen Armut und Arbeitslosigkeit herrschen, waren Bandenmitglieder, die Schutzgelder erpressten. „Jeden Abend gingen wir zum Busbahnhof und kassierten bei den Fahrern ab“, berichtet John Jairo. „Die zahlten alle.“

Heute stehen sie auf der anderen Seite, sind in ihren Vierteln, den so genannten Barrios, Respektspersonen vom Rang eines Bürgermeisters. Sie wissen, wie man mit Bandenführern, Polizeichefs und der Stadtverwaltung umspringt. Carlos zum Beispiel sind die Betontreppen zu verdanken, welche die Trampelpfade an den Hängen ersetzt haben, die sich bei tropischen Regenfällen jeweils in Sturzbäche verwandelten. Er sorgt dafür, dass Strom- und Wasserleitungen bis an die Grenzen seines Barrios reichen, die jeden Tag neu gezogen werden müssen, und gemeinsam mit John Jairo organisiert er Fussballturniere, zu denen Teams aus anderen Barrios anreisen. Vielleicht die einfachste und zugleich wirkungsvollste Massnahme, in den Slums von Medellín Frieden zu stiften.

„Auf dem Platz kann man sich mit anderen Kerlen messen, ohne dass einer dabei draufgeht. Und wer gut spielt, imponiert den Mädchen“, erklärt Carlos. „Die meisten hängen rum und kommen zu uns, um überhaupt etwas zu tun.“

Das Arbeitslosenheer wird immer grösser. Nirgendwo gibt es zudem so viele Binnenflüchtlinge wie in Kolumbien: 1,5 Millionen sind aus ihren Dörfern in die Städte geflohen, weil sich linke Guerilla und rechte Paramilitärs vor ihrer Haustür bekriegen. In den Barrios von Medellín kommen sie vom Regen in die Traufe. Arbeitslosigkeit und Bandenkriege bestimmen insbesondere in der Comuna 13 den Alltag.

Jahrelang kontrollierte die FARC, die grösste Guerillagruppe in Kolumbien, streng militärisch organisiert und hauptsächlich aus Drogen- und Entführungsgeschäften finanziert, die Comuna 13 mit ihren 130 000 Einwohnern. Staat, Polizei und Armee hatten nichts zu sagen, die „Muchachos“ regelten alles. Sie erpressten Schutzgelder von den kleinen Ladenbesitzern, verhängten Zwangsarbeit über Diebe und Streithähne, verschleppten junge Mädchen ins Bett ihres Kommandanten.

### Hilfe aus Deutschland

Am schlimmsten wüteten die jungen Auftragskiller, die Sicarios. Sie terrorisierten die Bevölkerung so gnadenlos, dass sich die Regierung vor anderthalb Jahren gezwungen sah, das Viertel in einer Militäraktion mit Hubschraubern und Panzern zurückzuerobern. Ist es seitdem friedlicher geworden? „Na ja“, sagen die beiden Männer, „es ist besser geworden. Aber die Verbrecher machen immer noch die Gegend unsicher.“

Auch der Deutsche Jürgen Griesbeck sorgt seit zehn Jahren dafür, dass sich die Lage ein wenig beruhigt. Der 39-jährige Sportwissenschaftler und Soziologe reiste 1993 im Rahmen eines Forschungsprojekts der Kölner Sporthochschule nach Medellín und musste dort ein Jahr später miterleben, wie Andrés Escobar, Spieler der kolumbianischen Nationalmannschaft und des Traditionsvereins Atlético Nacional de Medellín, auf offener Strasse erschossen wurde, angeblich, weil ihm bei der FIFA Fussball-Weltmeisterschaft 1994(tm) in den USA ein Eigentor unterlaufen war, das Kolumbien vorzeitig aus dem Turnier warf.

Griesbeck war über solch mörderischen Fanatismus schockiert und gleichzeitig von der Leidenschaft fasziniert, die dieses Spiel entfesselt. Er fragte sich, ob sich die Obsessionen, die es weckt, nicht auch in friedliche Bahnen lenken liessen. Die Regeln, die er daraufhin entwickelte, erregten zunächst einigiges Aufsehen. Sie schrieben unter anderem vor, dass in jeder Mannschaft mindestens zwei Frauen mitspielen müssen und eine von ihnen das erste Tor erzielen muss, wobei ein Team nicht allein durch Tore, sondern auch durch Fairness im Zweikampf mit dem Gegner gewinnen kann. Ein Regelwerk, das den Machos in der Comuna 13 absurd erschien. Frauen, so ihr Credo, haben auf einem Fussballfeld nichts zu suchen.

### Begeisterte Regierung

Mit Hilfe des Sportinstituts „INDER“ besuchte Griesbeck die Bandenführer, die Fussballturniere organisierten, unter anderem auch John Jairo, der allerdings sofort abwinkte, als ihm der Gast aus Deutschland eröffnete, dass in den Strassenmannschaften Frauen mitspielen sollten. „Aber nach einer Weile kam er zurück“, berichtet Griesbeck, „vielleicht wegen der neuen Bälle und Trikots, die wir verteilen.“

Doch schon der erste Versuch John Jairos schien ein Desaster zu werden. 18 Teams traten an, alle von Bandenchefs angeführt. Beim sechsten Spiel, in dem die wildesten Kerle aufeinander trafen, verhängte John Jairo eine Minute vor Schluss einen Elfmeter, der das Spiel entschied. Ein Spieler bedrohte ihn daraufhin mit einer Pistole, andere bewarfen ihn mit Steinen. Erst als der Bandenchef ein Machtwort sprach, konnte sich John Jairo aus dem Staub machen. „Aber kurz darauf klopfte der Revolverheld an meine Tür und entschuldigte sich“, erzählt er. „Der Bandenchef schenkte mir sogar Geld als Zeichen der Freundschaft, und dann liessen wir eine Party steigen, die bis zum nächsten Morgen dauerte.“

Unter diesen Vorzeichen konnte man die Pilotphase einleiten, zumal der Bürgermeister von Medellín vom Projekt sehr angehtan war und öffentliche Gelder bereitstellte. „Bald hatte ich allein in Manrique 70 Sportleiter, die bereit waren, die Grenzen zwischen den Vierteln zu öffnen“, erinnert sich

Griesbeck. Nach ein paar Monaten waren es 500, nach einem Jahr 1200 Teams und 12 000 Spieler allein in Medellín. Unter dem Motto „Fútbol por la Paz“, Fussball für den Frieden, machte das Projekt landesweit Schule und wurde im Herbst von der kolumbianischen Regierung übernommen, die es in „El Golombiao“ umbenannte und auf das ganze Land ausdehnte. Heute spielen 17 000 Jugendliche in 1600 Mannschaften.

### Vamos!

Die (Spiel-)Regeln werden inzwischen allgemein akzeptiert und kommen dem Spielfluss zugute, den kaum noch Fouls und Streit unterbrechen. Entscheidend jedoch ist, dass sich die Mannschaften nicht aus Vereinen, sondern aus dem unerschöpflichen Fundus der Strassenkicker rekrutieren. Jeder darf mitspielen: Diebe, Dealer, Säufer, Kiffer, Killer. „Wir schliessen keinen aus, sie müssen nur nach unseren Regeln spielen“, sagt Coach John Jairo und ist stolz auf das „wir“.

Unterstützt wird „El Golombiao“ in Kolumbien von nationalen Geldgebern, UNICEF und der Deutschen Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit (GTZ). Es gehört inzwischen zum globalen Netzwerk „Streetfootballworld“ mit Sitz in Berlin und wird vom deutschen Jugendministerium finanziert. Träger ist die Stiftung Jugendfussball, deren Präsident der ehemalige deutsche Nationalspieler und heutige Bundestrainer Jürgen Klinsmann ist, der 1990 in Italien den Weltmeistertitel gewann.

„Genialer Fussball entsteht auf der Strasse, nicht in Vereinen“, sagt Klinsmann, der nicht zuletzt deshalb weltweites Ansehen errang, weil er im ungestümen Stil eines Strassenfussballers stürmte. „Genialer Fussball hat etwas Wildes und Anarchisches, ist ganz und gar kein bürgerlicher Sport“. Weltklasespieler seien unangepasste Typen, die bedingungslos um den Sieg kämpften. „An diese wilden Kerle kommt kein Verein heran.“

„Vamos!“, schreit John Jairo und scharf seine Kerle um sich, dazwischen auch seine 30-jährige Frau Yasmin und die 14-jährige Tochter Jorani. Nervös trippelnd lassen sie die Litanei über sich ergehen, mit der John Jairo den Teams wieder mal die Regeln predigt. Nicht nur Tore zählen, auch Schimpfworte und Fouls fallen ins Gewicht, aber auch faire Gesten, zum Beispiel, wenn ein Spieler einem anderen auf die Beine hilft. „Und vergesst nicht: Das erste Tor muss eine Frau schiessen. Los geht's!“

### Die Hoffnung der Direktorin

John Jairo steht am Spielfeldrand, seine Augen leuchten, ein Team aus Manrique inmitten der Comuna 13, und keinem wird ein Haar gekrümmt. Das ist schon ein kleines Wunder. „Ich organisiere das Spiel, bin aber nicht Schiedsrichter. Einen

solchen gibt es nicht, denn die Teams sollen ihre Konflikte selbst regeln. Die Kerle lernen, ihren Frust zu kontrollieren. Und Mädchen sind gute Schlichter, doch nur, wenn sie als Spielerinnen dabei sind“, sagt John Jairo.

Was für ein faires Spiel! Alle johlen, wenn ein Tor fällt. Bald wird John Jairo die Teams an einen lokalen Trainer übergeben und sich um neue Mannschaften kümmern. Keiner merkt, dass die Sonne über Medellín hinter Gewitterwolken verschwindet. Sturmböen peitschen Staub durch die Gassen des Viertels, im nächsten Augenblick wird ein Tropenschauer alle durchnässen. Sie werden das Spiel aber nicht unterbrechen.

Auch nicht John Jairo und Carlos, die nach dem Abpfiff tropfnass über Betontreppen einträchtig ins Tal hinabsteigen, zur Schule, in der sie die Direktorin Magdalena Caro empfängt. Sie setzt Hoffnungen in das Fussballprojekt. „Von unseren 1000 Schülern wird jeden Monat mindestens einer ermordet“, sagt Señora Caro. Keine Überraschung für Carlos, dessen Sohn im Jahr 2003 erschossen wurde. Darüber reden mag er nicht. „Versucht euer Glück“, sagt die Schulvorsteherin zu den Männern, die von Klassenzimmer zu Klassenzimmer wandern, wo John Jairo das Spiel erklärt, Carlos seinen Bauch hinter ein Schülerpult klemmt und die Namen der Jungen und Mädchen notiert, die mitmachen wollen.

Nach einer Stunde hat er 55 Spieler angeworben. Nicht alle nennen ihren richtigen Namen. Noch haben sie kein Vertrauen zu den fremden Männern, aber das kommt mit der Zeit, darin sind sich die beiden sicher. Morgen werden sie in der nächsten Comuna für „El Golombiao“ auf Werbetour gehen.

Wie viele davon gibt es? Sie zucken mit den Schultern und grinsen über ihr Narbengesicht. „Unzählige“, sagt John Jairo, und Carlos ergänzt: „Auf jeden Fall genug, um 100 000 Mal für den Frieden zu kicken.“

*Uschi Entenmann / Zeitenspiegel*

*[www.peace-counts.org](http://www.peace-counts.org)*